

MAGAZIN

INNENSTADT

THEMA AUFENTHALTS- UND
GESTALTQUALITÄT

01
15

NETZWERK
INNENSTADT
NRW



04
DATEN UND FAKTEN

Gestaltqualität öffentlicher
und privater Flächen

08
**ZEHN THESEN ZUM
ÖFFENTLICHEN RAUM**

Beitrag von
Dr. Robert Kaltenbrunner

12
**IM NAMEN
DER BAUKULTUR**

Beitrag von Tim Rieniets



EDITORIAL/ INHALT



Ulrich Paßlick
1. VORSITZENDER
NETZWERK INNENSTADT NRW

LIEBE LESERINNEN, LIEBE LESER,

immer wieder begegnet uns in den unterschiedlichsten Zusammenhängen die Frage, was macht attraktive Innenstädte aus? Dabei werden Ansprüche, Erwartungen und Dinge formuliert, die auf den ersten Blick gar nicht zusammen gehören oder anders ausgedrückt, die schwer miteinander koordinierbar sind. Die verschiedensten Erwartungen basieren auf Wirtschaft, Recht und Religion oder aufgrund verschiedener Lebensformen. Innenstädte sollen typische Funktionen bereithalten (Kultur, Arbeit, Handel, Verkehr u.a.) und sie sollen auch unverwechselbar und natürlich schön sein. Doch was macht eine „schöne“ Innenstadt aus. Das Magazin Innenstadt widmet sich dieser Frage von den verschiedensten Seiten und Blickwinkeln.

Aufenthalts- und Gestaltqualität ist ein aktuelles Innenstadtthema. Das Netzwerk Innenstadt NRW hat bereits mehrere Veranstaltungen zu diesem Thema durchgeführt. Eine Arbeitsgruppe des Netzwerk Innenstadt NRW hat sich sehr ausführlich dem Thema „Baukultur“ gewidmet und auch beim Innenstadt-Gespräch wurde über Gestaltungsqualität diskutiert. Es ist nichts Neues, dass es zwischen gutem Bauen, einer ansprechenden Gestaltqualität und einer damit verbundenen Aufenthaltsqualität viele Zusammenhänge gibt. Einzelne Aspekte haben wir nun für unsere Leser herausgearbeitet, um die Diskussionen zu diesem spannenden Thema in Gang zu halten.

Neben allgemeinen Aspekten finden Sie im vorliegenden Magazin zehn Thesen zum Zusammenspiel von Aneignung, Wahrnehmung und Gestaltung des öffentlichen Raums von Dr. Robert Kaltenbrunner, einen Beitrag von Tim Rieniets zur Baukultur sowie ein Interview mit der Landschaftsarchitektin Johanna Sievers. Abgerundet wird das Magazin Innenstadt mit einer Reihe von Beispielen, die gewohnte „Gute Praxis“ und die ersten Ergebnisse der Arbeitsgruppe des Netzwerk Innenstadt NRW zum Thema Baukultur.

Ich wünsche Ihnen viel Spaß beim Lesen und Betrachten des Magazins Innenstadt. Die Steigerung der Aufenthalts- und Gestaltqualität in den Städten in NRW ist eine Daueraufgabe; aufregend, mühsam, zäh, aber immer auch spannend und besonders erfolgversprechend, wenn sie nicht nur von Stadtplanern und Vordenkern, sondern von allen Stadtakteuren als gesellschaftliche Herausforderung verstanden wird.



04



16



24

IM BLICKPUNKT: AUFENTHALTS- UND GESTALTQUALITÄT

04

DATEN UND FAKTEN

GESTALTQUALITÄT ÖFFENTLICHER UND PRIVATER FLÄCHEN
NEHMEN SIE PLATZ!

10

DAS ZUSAMMENSPIEL VON ANEIGNUNG, WAHRNEHMUNG UND GESTALTUNG

ZEHN THESEN ZUM ÖFFENTLICHEN RAUM VON DR. ROBERT KALTENBRUNNER,
LEITER DER ABTEILUNG "BAU- UND WOHNUNGSWESEN" DES BUNDES-
AMTES FÜR BAUWESEN UND RAUMORDNUNG

16

IM NAMEN DER BAUKULTUR

BEITRAG VON TIM RIENIETS, STADTBAUKULTUR NRW

20

GEBÄUDE UND FREIRAUM ALS EINHEIT SEHEN!

INTERVIEW MIT DER LANDSCHAFTSARCHITEKTIN JOHANNA SIEVERS

24

GUTE PRAXIS

LÜNEN / SIEGEN / LÜDENSCHIED

30

RÜCKBLICK ARBEITSGRUPPE

BAUKULTUR

31

RÜCKBLICK INNENSTADT-GESPRÄCH

GESTALTQUALITÄT

NACHGEFRAGT, NACHGEHAKT, NACHGEDACHT

32

WAS HEISST NOCH MAL ...

... GUERRILLA GARDENING

WAS, WANN, WO?

34

LITERATUR UND TERMINE

35

IMPRESSUM

DATEN UND FAKTEN

AUFENTHALTS- UND GESTALTQUALITÄT

Was braucht eine Innenstadt, damit Menschen sich wohlfühlen und sich gerne dort aufhalten? Wie entscheidend sind historische Gebäude, eine attraktive Außengastronomie, ein breit gefächertes Einzelhandelsangebot, verkehrsberuhigte Zonen oder Frei- und Grünflächen?

Antworten auf diese Fragen können nicht eindeutig sein. Jede Stadt bringt andere Voraussetzungen mit und besitzt ihren eigenen Charakter, der stark durch die Interaktion mit den Menschen, die dort leben, geformt wird. Allen gemeinsam ist jedoch ein zunehmender Wettbewerbsdruck. Städte müssen eine eigene Identität und Unverwechselbarkeit schaffen und sich darum zum Teil neu erfinden.

Eine ansprechende Gestaltung von Gebäuden, Straßen und Plätzen ist ein wesentlicher Faktor für die Aufenthaltsqualität einer attraktiven Innenstadt. Aber was genau bedeutet Gestaltqualität? Gibt es überhaupt allgemeingültige Regeln oder wird Gestaltqualität rein subjektiv empfunden und ist Ausdruck des jeweiligen Zeitgeistes?

Und wie sieht es mit der Aufenthaltsqualität aus? Aufenthaltsqualität drückt aus, dass sich Menschen im öffentlichen Raum wohlfühlen. Faktoren hierbei sind u. a. Ruheflächen, Spiel- und Bewegungsflächen, Grünflächen, Wasseranlagen. Wie aber können urbane Räume gestaltet werden, dass sich die verschiedenen Generationen wohlfühlen und sich mit einem Ort identifizieren können? Wünschen sich Jugendliche nicht vielleicht andere Orte als Senioren oder Familien mit Kindern?

Der öffentliche Raum kann als Spiegel der Gesellschaft betrachtet werden. Es ist jedoch wichtig, den öffentlichen Raum in seiner Gesamtheit zu betrachten und nicht nur auf einzelne Plätze zu beschränken. Denn der öffentliche Raum bezeichnet alles, was nicht privat ist. Dazu zählen Plätze ebenso wie Verkehrs- und Brachflächen.

Es stellt sich also die Frage, wie wir den öffentlichen Raum nutzen bzw. wie wir ihn nutzen möchten.

VITTORIO MAGNAGO LAMPUGNANI // ARCHITEKT, PROFESSOR ETH ZÜRICH, ARCHITEKTURHISTORIKER UND ARCHITEKTURTHEORETIKER *»Architektur und Stadt können keine Wegwerfprodukte sein; sie müssen dauern. Und zwar nicht nur physisch, sondern auch ästhetisch. Unsere Häuser, unsere Städte dürfen nicht wie modische Objekte gestaltet sein, [...] Sie müssen über den kurzlebigen Trends stehen. Und eine Ästhetik ihr eigen nennen, die zwar dem Geist der Epoche entspringt, zugleich aber an die Vergangenheit anknüpft und in die Zukunft weist. [...] Wir müssen wieder lernen, eine gelungene Wiederholung als ästhetische Qualität zu begreifen. Wir müssen eine frische Qualität suchen, die nicht ermüdet und gleichwohl nicht dem Modischen huldigt.*

(In: Der Architekt, 10/97)

Wie gestalten wir Innenstadt?

Die städtebauliche Gestaltung steht somit vor vielen Herausforderungen sowie der Frage, wie Qualitätsansprüche in baulichen und stadtgestalterischen Maßnahmen im Quartier berücksichtigt, geplant und umgesetzt werden. Sie steht zudem nach wie vor im Spannungsfeld zwischen Tradition und Innovation. Kommunen stehen vor der Aufgabe vielfältige Ansprüche (u. a. Einzelhandel) zu berücksichtigen und gleichzeitig eine Qualitätssicherung im Zusammenspiel zwischen historischer und moderner Baukultur sicherzustellen. Eine Herausforderung zeigt sich insbesondere an der Schnittstelle zwischen privaten und öffentlichen Flächen.

Zur Verbesserung der Qualität wird vielerorts auf eine einheitliche Gestaltung gesetzt und Gestaltungssatzungen erarbeitet. Im Rahmen einer ISG (Immobilien- und Standortgemeinschaft) werden diese auch in Zusammenarbeit mit den privaten Akteuren erstellt und beziehen sich dann auf einen Straßenzug bzw. ein Quartier. Mittlerweile gibt es über 50 Immobilien- und Standortgemeinschaften in NRW.



Der Marktplatz in Mönchengladbach-Rheydt wurde neu gestaltet. Eine Besonderheit ist die Pflasterung aus den drei verschiedenen Natursteinen Basalt, Grauwacke und Porphy. Weitere Elemente des Platzes sind die unterleuchteten Aufkantungungen sowie der asymmetrisch angeordnete Brunnen.

Das Büro Planorama wurde für die Gestaltung mit dem Deutschen Landschaftsarchitekturpreis 2015 ausgezeichnet.

CARL FINGERHUTH // ARCHITEKT, PLANER UND PUBLIZIST *»In der Gestalt der Stadt zeigt jede Gesellschaft, wer sie ist und wer sie sein will. So spiegeln die Bilder der Stadt immer das soziale, ökonomische und kulturelle Bewusstsein der Gesellschaft.«*

(In: Learning from China. Das Tao der Stadt, 2004)

WIE ATTRAKTIV SIND UNSERE INNENSTÄDTE?

Im Rahmen einer aktuellen Untersuchung (Januar 2015) des Instituts für Handelsforschung Köln gemeinsam mit den Kooperationspartnern bcsd, HDE, Galeria Kaufhof, zwölf IHKs und vielen weiteren lokalen Partnern wurden über 33.000 Innenstadtbesucher zu der Attraktivität ihrer Stadtzentren befragt. Das Ergebnis: Innenstadtbesucher erteilen deutschen Stadtzentren die Schulnote 3+. Sowohl junge als auch ältere Konsumenten sind dabei mit ihren Stadtzentren grundsätzlich zufrieden. Je höher die Einwohnerzahl, desto mehr stehen Freizeitaspekte beim Besuch der Innenstadt im Fokus. Vor allem kleinere Städte bis 50.000 Einwohner werden für die tägliche Versorgung aufgesucht. Ein Blick auf die Einzelkriterien verriet: Mit guter Innenstadtgestaltung, Atmosphäre und Erlebnischarakter können Städte die Wahrnehmung ihrer Gesamtattraktivität positiv beeinflussen. Fehlt es auf der anderen Seite an Gestaltung, Sauberkeit oder Handelsvielfalt, sinkt die Attraktivität der Innenstadt aus Sicht ihrer Besucher in jedem Fall. Weitere Informationen zu der Untersuchung: www.ifhkoeln.de

GESTALTQUALITÄT IM SCHNITT- BEREICH ÖFFENTLICHER UND PRIVATER FLÄCHEN

Die Innenstädte bestehen aus einem Mosaik von privaten und öffentlichen Räumen. Es erscheint so, dass der öffentliche Raum erst durch die Abgrenzung und die Existenz des Privaten entsteht und entdeckt werden kann.

Bei der Gestaltung der Innenstadt zeigt sich ein Spannungsverhältnis zwischen beiden Räumen. Die Vorstellungen privater Akteure sowie öffentliche Gestaltungsziele und Absichten treffen mitunter unvermittelt aufeinander. Stehen bei den Privaten oft die eigenen Interessen im Vordergrund, umfasst die Gestaltung des öffentlichen Raums gesellschaftspolitisch betrachtet das gesamte Quartier.

Auch dem Einzelhandel kommt bei der qualitätsvollen Gestaltung von Innenstädten eine besondere Bedeutung zu, da die Zentren im Wesentlichen durch Geschäfte und Lokale geprägt werden. Die Geschäfte haben eine Außenwirkung, die einerseits zwar das einzelne Lokal interessant machen soll, andererseits aber immer auch einen Einfluss auf die Wahrnehmung einer Straße oder eines Quartiers hat. Demnach schlägt sich eine eher qualitätslose Gestaltung nicht nur negativ auf den einzelnen Betrieb nieder, sondern letztlich auch auf die Stadt, ihr Image und ihre Konkurrenzsituation zu benachbarten Kommunen.



Die Hochstraße in Krefeld: vorher

In der Praxis lassen sich verschiedene Qualitäten bei der Gestaltung von Ladenlokalen und Werbemaßnahmen im Stadtraum finden. So gibt es sowohl Geschäfte, die mit Plastikpalmen dekoriert werden oder Werberegenschirme und bunte Leuchtreklamen verwenden als auch Geschäfte, die sich an die Architektur der Fassade sowie der Umgebung anpassen. Bei der Fassadengestaltung kann viel von dem Charme und der Identität eines Ortes zerstört werden, z. B. dann, wenn Geschäftsbereiche im Erdgeschoss ohne jeglichen Gestaltungsbezug zu den oberen Geschossen eingerichtet werden.

»Nicht alle Ladenbesitzer gehen bei der Gestaltung ihres Ladenlokals strategisch vor. Ein ganzheitliches Gestaltungskonzept liegt oft bei Filialisten zugrunde. Im Stadtraum geschieht sehr viel über das „voneinander lernen“. Der Blick zu den Nachbarn oder zu direkten Konkurrenten trägt oft zu Entscheidungen bei. Andere treffen gestalterische Entscheidungen rein intuitiv und aus dem Bauch heraus.«

(In: Identitätsstiftendes Gestaltungskonzept für die Krefelder Innenstadt, 2011/2012)



nachher

ANALYSE UND BEWERTUNG DER GESTALTQUALITÄT DES EINZELHANDELS AM BEISPIEL KREFELD



- kein erkennbares Gestaltungskonzept, alles wirkt beliebig und unwertig
- unsensibler Umgang mit Typographie
- keinerlei Architekturbezug, sogar im Gegenteil: durch den klobigen Vorbau wird das Glockenspiel aus dem Blick genommen
- Einblick in Ladenlokal durch Warenstände verbaut



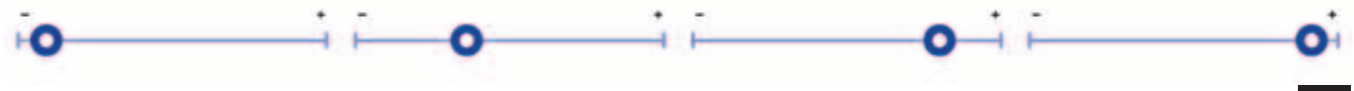
- offensichtlich vorliegender Gestaltungswille
- Elemente sind farblich in Gesamtkonzept der Handelskette integriert, dennoch starke Heterogenität der Werbemaßnahmen
- zu häufige Wiederholungen, nach dem Motto ‚Viel hilft viel‘
- teilweise verdeckte Schaufenster durch Poster und Warenstände
- kein Bezug zur Architektur
- auffällige, atmosphärisch unattraktive Beleuchtung im Innenraum
- funktionale, aber unansehnlich alternde Materialien



- sicherer und selbstbewusster Gestaltungswille sichtbar
- Produkt wird anschaulich beworben
- Materialität (Glas) passt zum Produkt
- Schriftzug bewusst in Architektur integriert
- hohe Transparenz und hervorragende Einbeziehung des gesamten Ladens als Schaufenster
- durch Architektur bestimmtes Vordach
- zurückhaltende, von der Materialität sowie Architektur geprägte Grundfarbigkeit
- atmosphärische Beleuchtung von Innen heraus
- sauber, gepflegt



- sicherer und selbstbewusster Gestaltungswille sichtbar
- Profibuchstaben in hochwertigeren Materialien
- dezente Typographie auf der Scheibe
- hohe Transparenz
- keine Warenstände, stattdessen Dekoration als einladende Geste
- durch Architektur bestimmtes Vordach
- zurückhaltende, von der Materialität sowie Architektur geprägte Grundfarbigkeit
- atmosphärische Beleuchtung von Innen heraus
- sauber, gepflegt



Im Bewusstsein der Bedeutung des Stadtbildes für die Identifikation der Bürger mit ihrer Stadt wurde in Krefeld in 2011/2012 in Kooperation mit der Hochschule Niederrhein ein „Identitätsstiftendes Gestaltungskonzept für die Krefelder Innenstadt“ erstellt. Das Gestaltungskonzept und die neuen Gestaltungsleitlinien bilden einen wichtigen Baustein im Rahmen des gesamten städtebaulichen Entwicklungskonzeptes mit zahlreichen privaten und öffentlichen Baumaßnahmen. Bei der Erstellung des Konzeptes stand die Präsenz der Einzelhändler und Gastronomen im öffentlichen Raum besonders im Fokus der Betrachtung und es wurde eine detaillierte Analyse der Gestaltqualität vorgenommen.

Die Gestaltqualität wird beschrieben als „die Einheit, die konkret mit den Sinnen erfasst wird.“ Dazu zählen zum einen Aufbau- und Anordnungscharaktere wie Struktur und Materialeigenschaften und zum anderen Ausdruckseigenschaften wie Harmonie, Patina, Symbolkraft etc. Damit wird Gestaltqualität als etwas Wahrgenommenes und somit subjektiv Erfahrbares bezeichnet. Es drängt sich folglich die Frage auf, wie es gelingen kann, die Gestaltqualität einer Straße, eines Quartiers oder einer Innenstadt objektiv zu bewerten bzw. messbar zu machen.

Für die Stadt Krefeld wurde ein sogenannter Gestaltungsregler entworfen, bei dem es weniger darum geht, eine objektive Bewertung von Geschäften vorzunehmen, sondern eher darum, die Entwicklungen zum Positiven oder zum Negativen zu erfassen.



Untersucht wurden beispielsweise die Beschilderung der Ladenlokale, die Schrift, der Umgang mit Werbemaßnahmen, die Behandlung des Schaufensters ohne Auslage, die Überdachung, Farben usw.

Zunächst wurden gestalterische Elemente auf Höhe des Erdgeschosses isoliert voneinander betrachtet. In einem zweiten Schritt wurden diese Einzelelemente auch in ihrer Wechselwirkung betrachtet und in Bezug zum jeweiligen Gebäude sowie der gesamten Straße gesetzt. Durch die Anzahl der aufzufindenden Gestaltungsbezüge konnte eine Zu- bzw. Abnahme der Gestaltqualität festgestellt werden.

Im neuen „Identitätsstiftenden Gestaltungskonzept für die Krefelder Innenstadt“ sind nun gestalterische Maßnahmen und Leitlinien formuliert worden, welche die Innenstadt aufwerten und die Besonderheiten der insgesamt sechs definierten Quartiere stärker herausstellen sollen.

Seit Anfang 2015 finden die neuen Gestaltungsleitlinien ihre Anwendung – in enger Abstimmung sowie zahlreichen Beratungsgesprächen mit Händlern, Gastronomen und Eigentümern. Das Konzept hat zum Ziel, die besonderen Merkmale der Quartiere herauszuarbeiten und innerhalb der Quartiere ein einheitliches Gesamterscheinungsbild zu schaffen. So wurden bereits alle Werbeauftragsteller aus dem Stadtbild entfernt. Schriftzüge über den Ladenlokalen sollen wertiger gestaltet sein, Schaufenster sollen attraktiver wirken, die Qualität des Mobiliars in der Außengastronomie soll einheitlich sein.

Informationen zum Gestaltungskonzept finden Sie unter www.krefeld.de/gestaltungsleitlinien.

NEHMEN SIE PLATZ!

... IN DEN INNENSTÄDTEN UNSERER MITGLIEDSKOMMUNEN

Was wären die Innenstädte ohne ein passendes Stadtmobiliar? Bänke, Fahrradständer, Mülleimer, Laternen, Blumenschmuck, Spielgeräte und vieles mehr können eine Stadt aufwerten und die Aufenthaltsqualität steigern. Durch die Stadtmöbel wird der öffentliche Raum gegliedert und es werden Möglichkeiten für die Nutzung und Aneignung geschaffen.

Es gibt aber auch ein Zuviel an „Accessoires“, so z. B. Poller, die ungünstig im Stadtraum platziert sind oder uneinheitliche Müllcontainer. Viele Städte gehen dazu über, ihre Innenstädte „aufzuräumen“, frei nach dem Motto „weniger ist mehr“. Dabei dienen die Maßnahmen auch dazu, das Stadtmobiliar einheitlicher und ansprechender zu gestalten.

In den Fokus von Innenstadtgestaltungen rücken in jüngster Zeit verstärkt öffentliche Sitzgelegenheiten. Sie dienen den Menschen zum Ausruhen, zum Pausen machen, als Treffpunkt oder als Ort zum Essen und Trinken. Auch vor dem Hintergrund des demografischen Wandels sind ausreichende Bänke in einer nutzbaren Qualität in der Innenstadt ein wichtiger Baustein einer Innenstadt für Alle. Befragungen in den Städten bestätigen, dass sich die Menschen mehr Sitzmöbel in den Innenstädten wünschen. Demgegenüber steht die Sorge, dass u. a. einzelne unruhigstiftende Gruppen sich „bequeme“ Bänke aneignen könnten und es z. B. zu Trinkgelagen kommt.

Von der klassischen Holzbank über Bänke aus Granit und Beton hin zu „Sofas“ aus Edelstahl. Es gibt eine Vielzahl an Modellen für Bänke und Sitzgelegenheiten in der Innenstadt. Für die Kommunen sind hier keine Grenzen gesetzt. Die Karte zeigt Beispiele aus den Mitgliedskommunen des Netzwerk Innenstadt NRW.

Welche Bank nun die Richtige für die eigene Stadt ist, sollte im Rahmen einer innerstädtischen Gesamtstrategie entschieden werden. Auch die Einbindung der Bürgerinnen und Bürger ist dabei eine Möglichkeit. So wurden in Sendenhorst Ende 2014 neue Bänke in der Innenstadt getestet. Die Bürgerinnen und Bürger konnten in der Innenstadt drei Modelle probesitzen und abstimmen, welches sie bevorzugen. Die Schaffung der Sitzgelegenheiten in der Fußgängerzone war Bestandteil des neu aufgestellten Handlungskonzept Innenstadt Sendenhorst.



»Während die Bebauung der Städte den Raum definiert, in dem sich das Leben abspielt, bezeichnen Ampelanlagen, Leitsysteme, Bushaltestellen, Absperrungen, Sitzgelegenheiten, Fahrradständer, Kioske, Mülleimer und Informationssysteme etc., wie man sich in der Stadt bewegen kann und was an welchem Ort zu erwarten ist. Stadtmobiliar im weitesten Sinne wird so zur Gebrauchsanweisung der Stadt.«

(In: Identitätsstiftendes Gestaltungskonzept für die Krefelder Innenstadt, 2011/2012)

ZEHN THESEN ZUM ÖFFENTLICHEN RAUM

DAS ZUSAMMENSPIEL VON ANEIGNUNG, WAHRNEHMUNG UND GESTALTUNG

EIN BEITRAG VON DR. ROBERT KALTENBRUNNER, ARCHITEKT, STADTPLANER, LEITER DER ABTEILUNG "BAU- UND WOHNUNGSWESEN" DES BUNDESAMTES FÜR BAUWESEN UND RAUMORDNUNG.

Einstimmen möchte ich mit dem Hinweis auf den Verleger und Publizisten Wolf Jobst Siedler. Denn der hat in seinen Veröffentlichungen – und ich will da nur zwei erwähnen, nämlich aus dem Jahr 1978 „Die gemordete Stadt: Abgesang auf Putte und Straße, auf Platz und Baum“ und aus dem Jahr 1985 „Die verordnete Gemütlichkeit: Abgesang auf Spielstraße, Verkehrsberuhigung und Stadtbildpflege“ – mehrfach kritisch mit dem öffentlichen Raum auseinandergesetzt; übrigens auch mit seinen oft divergierenden Nutzungsansprüchen. Bemerkenswert ist das deswegen, weil etwa in der Charta von Athen der öffentliche Raum begrifflich nicht vorkommt. Er wird vielmehr den Funktionen Wohnen, Freizeit, Arbeit und Verkehr als ein Ausstattungs- oder Wegemerkmale subsumiert. Siedler war also einer derjenigen, die den öffentlichen Raum als ein zentrales Element

der über Jahrhunderte gewachsenen europäischen Idee eines identitätsstiftenden Gemeinwesens wieder entdeckt haben.

Freilich zeigt sich an dem Begriff ein gewisses Dilemma, denn einerseits wird der öffentliche Raum, wie auch seine konstituierenden Elemente, als ein zentrales Steuerungselement in der Stadtentwicklung genutzt. Beispielsweise sollen Stadtviertel durch nutzungsgerechte Aufteilung, Gestaltung öffentlicher Räume in ihrer Lebens- und Aufenthaltsqualität aufgewertet, sollen Brach- und Bauflächen für private Investoren attraktiv gemacht werden. Andererseits ist es in kritischen Kreisen zumindest heute opportun, bei jeder Gelegenheit den Verlust an öffentlichem Raum zu beklagen. Ich bin mir nicht sicher, ob man bei einer solchen Kritik nicht stillschweigend einige zentrale Aspekte beiseite lässt, beispielsweise unsere eigene Anspruchshaltung betreffend. Welchen öffentlichen Raum nutzen wir selbst? Wie nutzen wir ihn? Oder im Konjunktiv: Wie hätten wir ihn gerne, und wo? Ein einhelliges Meinungsbild wird man dazu kaum erreichen können. Von Hans Adrian, dem ehemaligen Stadtbaurat von Hannover, habe ich einmal den schönen Satz gehört: „Öffentliche Plätze sehen oft so aus wie Heino singt.“ Da ich mich mit Heino aus nahe liegenden Gründen nie weiter beschäftigt habe, muss ich mir einen eigenen Zugang zu der aktuellen Renaissance des öffentlichen Raumes bahnen. Ich will dies tun in Form von zunächst fünf Thesen oder Merksätzen.



1 „Unsere Vorstellung von öffentlichem Raum ist in der Regel zu einseitig.“

Zu Recht hat der Kulturosoziologe Lucius Burckhardt einmal behauptet, dass das Stadtbild eines Bewohners eine Vorstellung sei, ein durch Lernprozess in einer gesellschaftlichen Umwelt erzeugtes Wahrnehmungsbild. Das gilt gerade für den öffentlichen Raum. Das diesbezügliche Bild in unseren Köpfen wird beherrscht von jenen Piazzas oder Plätzen, die wir vornehmlich aus Italien oder Spanien kennen. Klare räumliche Fassung, erkennbar historisch und gewachsen, das Wetter meist schön und immer etwas los. Die Wirklichkeit allerdings sieht anders aus. Müssen wir, wenn wir vom öffentlichen Raum reden, doch zumindest unterscheiden zwischen Grünen und Grauen, also Parks und Grünanlagen auf der einen Seite, Straßen und Plätzen auf der anderen Seite. Allgemein gesagt, ist all das öffentlicher Raum, über den kein Privater entscheidet, ob wir anwesend sein dürfen. Das allerdings ist fast alles, was wir auf unseren Wegen durch die Stadt wahrnehmen. Doch augenscheinlich hat sich unsere Aufmerksamkeit schon unnötig beschränkt: Zum einen bleiben die diffusen Stadträume außer Betracht, das heißt der öffentliche Raum, beispielsweise in Gewerbegebieten oder in Einfamilienhaussiedlungen, der wohl eher eine Art Restraum ist. Zum anderen blenden wir den Verkehr aus, der die meisten Räume dominiert. Womit wir wiederum zu akzeptieren scheinen, dass der öffentliche Raum – Beispiel Ausfallstraßen – in weiten Teilen bloß eine Art Transitzone ist.

2 „Der öffentliche Raum wird zunehmend uneinheitlich und hybrid.“

Man sieht dem Raum heute oftmals nicht mehr an, ob er öffentlich ist oder nicht. Da haben, wenn man so will, die baulich-räumliche Innovation, die beispielsweise Shoppingcenter oder Malls oder Erlebnisparks in den letzten Jahrzehnten hervorgebracht haben, ganze Arbeit geleistet. Damit allerdings werden für die Stadtgesellschaft implizit eine ganze Reihe von Fragen aufgeworfen: Wer darf die öffentlichen Flächen wie nutzen? Wie wollen wir diese Flächen gestaltet haben? Wie viel dieses Raumes wird wem vorbehalten? Wie können wir uns auf diesen Flächen bewegen? Wie nehmen wir sie wahr? Welche Ansprüche haben wir an diesen Raum? Wie gehen wir mit den entstehenden Konflikten um? Weil der öffentliche Raum auch ein Spiegel der Gesellschaft ist, sagt er etwas über unseren gegenseitigen Umgang. Hier sind wir nicht allein, können nicht selbst entscheiden, was wir sehen wollen, tun dürfen, was passieren kann, sondern wir teilen uns diesen Raum und diese Entscheidung mit den anderen – und dürfen oder müssen auch aushalten, dass wir an diesen Orten auch selber öffentlich sind. Insofern ist der öffentliche Raum auch ein Ort des Widerspruchs zwischen verschiedenen Ansprüchen. Er liegt inmitten eines Spannungsfeldes zwischen Liberalität und Toleranz auf der einen Seite und gesellschaftliche Konventionen und öffentlicher Ordnung auf der anderen Seite, wobei die Grenzen fließende sind und eben das macht es so schwierig, damit umzugehen.

3 „Ein öffentlicher Raum bestimmt sich weniger durch seine Zugänglichkeit als durch das Selbstverständnis, dass er einer ist.“

Der innerstädtische Einzelhandel verlagert sich zunehmend in Passagen. Erlebnisräume werden künstlich geschaffen, Freizeitgestaltungen in abgekapselte Binnenwelten transportiert, Bahnhöfe mutieren zu Shoppingcentern. Privatgebäude verleihen sich öffentlichen Raum ein und werden zu Miniaturstädten eigenen Rechts. Der Charakter öffentlicher Räume und die urbane Vielfalt werden – so hat man es häufig postuliert – durch die Wahrnehmung privaten Hausrechts letztlich infrage gestellt. Aber: Ist das wirklich ausschlaggebend?

Andersherum formuliert: Öffentliche Räume entstehen durch Nutzungen. Deshalb stellt sich die Frage: Welche Nutzungen werden durch bestimmte Planung, durch bestimmte Infrastrukturen und bestimmte Bauten erzeugt? Und welche Nutzung lassen andere und anders geartete Räume zu? Es muss darum gehen, vielerlei Räume der Stadt gleichsam zur Verfügung zu stellen. Denn entscheidend ist, wie ein Raum genutzt und empfunden wird. Es braucht also planerisch entschiedene Anstrengung, an bestimmten Orten gewissermaßen eine gefühlte Öffentlichkeit zu entwickeln – und das ist etwas anderes als das, was sich auf zugigen Parkplätzen oder auf großem Abstandsgrün einstellt. Eine Öffentlichkeit wird sich dort garantiert nicht einstellen. Auch ein de jure privater Raum kann höchst urbane Gefühle erzeugen, aber er müsste der Öffentlichkeit auch entsprechend angeboten werden. Allerdings, ein großes Problem darf ich in dem Kontext nicht unterschlagen: Der Aspekt Sicherheit spielt im Kontext des öffentlichen Raumes heute eine ganz zentrale Rolle. Abgesehen davon, dass Unsicherheit meist eine subjektiv empfundene, nicht eine objektiv vorhandene ist: Es gibt auch eine gewisse Entpersonalisierung des öffentlichen Raumes im Sinne einer Technisierung. Dass in der U-Bahn heute oft keine öffentliche Person mehr anwesend ist, die man auch nur nach einer Auskunft fragen könnte, halte ich für ein Problem. Dem (Un-)Sicherheitsempfinden in öffentlichen Räumen, das unter anderem bedingt ist durch den Aufenthalt von Randgruppen, muss konzeptionell begegnet werden, wengleich vielleicht mit anderen Mitteln als der starken Präsenz von privaten Ordnungsdiensten, Videoüberwachung und so weiter.

4 „Den kausalen Konnex zwischen Öffentlichkeit und Gestaltung – es gibt ihn nicht.“

Im Begriff der Offenheit und Transparenz, wie ihn moderne Architekten verstanden, steckt ein Widerstreit zwischen Architektur als Realität und Architektur als Symbol. Offene Grundrisse und Raumgrenzen sind eine Sache – doch die Offenheit sozialer Strukturen ist etwas völlig anderes. Die aktuellen Beschwörungen des öffentlichen Raums sind zunächst einmal idealistisch-normative Setzung, die in der Regel aus theoretischen Überlegungen der Profession resultieren und nicht unbedingt mit dem praktischen Alltagsverhalten der Menschen übereinstimmen. Gleichwohl ist Gestaltung von zentraler Bedeutung. Auch wenn sie mitunter mit dem Vorwurf belegt wird, man rede damit nur der Ästhetisierung der Alltagswelt das

Wort. Sie lenke ab von sozialen, von ökonomischen, politischen oder ökologischen Problemen und verschleierte oder verstärkte kritikwürdige Strukturen. Ein solcher Vorwurf istbarer Unsinn, denn man kann nicht nicht gestalten. Wohl aber kann man ignorieren, welche Auswirkung Gestaltung auf die Lebensweisen von Menschen haben kann. Stadtgestaltung ist mehr und grundsätzlich etwas anderes als das Spiel mit Räumen, mit Licht und Farbe. Sie ist immer auch ein konkreter Eingriff in die Alltagswelt. Wenn Architektur aber mehr und mehr Sache von Investoren, von ihren Spekulationen und Gewinnabsichten ist, stellt sich die Frage, wie sie die Lebensbedingungen derer prägt, die nicht unmittelbar von ihr profitieren. Und man muss heute sicherlich sehen: Indem die öffentliche Hand immer stärker in die Rolle gleitet, die sie einem privaten Investor oder Developer ähneln lässt, verschieben sich die Gewichte. Und es ergibt sich ein neues Problem. Wenn der öffentliche Raum, wenn insbesondere Plätze in der Innenstadt nur noch als gute Stube der Stadt betrachtet und entsprechend möbliert und herausgeputzt werden, dann läuft das den eigentlichen Zwecken zuwider. Und wenn postuliert wird, Öffentlichkeit baulich-räumlich zu gestalten, ist Vorsicht geboten: Die Wahrscheinlichkeit ist groß, dass plakative Versprechen von Öffentlichkeit einen Ort zur touristischen Sonntagsöffentlichkeit verurteilen. Mit der fünften These will ich gestaltungskritisch fortfahren.



5 „Wenn der öffentliche Raum bedroht ist, dann liegt diese Bedrohung nicht allein in der Privatisierung und/oder in der Vandalisierung, sondern auch in seiner ästhetischen Funktionalisierung und Überinstrumentierung.“

Rufen wir uns einmal das Sony-Center in Berlin am Potsdamer Platz ins Gedächtnis. Malls und Einkaufsgalerien in privater Hand geben hinsichtlich Ausstattung, Materialien und Pflege einen Standard vor, den man für den öffentlichen Raum zu folgen sucht. Was zunächst positiv klingt, birgt jedoch die Gefahr, dass indirekt der Funktionsverlust des verbleibenden öffentlichen Raums verstärkt wird. Denn dieser kann mit den privatisierten Bereichen – ob seiner schieren Menge – nicht konkurrieren: Es sinkt das Interesse, sich in ihm aufzuhalten; er verliert als Kommunikationsraum an Bedeutung, wird schleichend hässlich und unattraktiv, verkommt zum Rückzugsort für ausgeschlossene Bevölkerungsgruppen. Diese Entwicklungen schaukeln sich gegenseitig hoch. Je unattraktiver der klassische städtische Raum wird, desto eher wird er gemieden, desto größer wird die Nachfrage nach geschützten geschlossenen oder inszeniert öffentlichen Räumen, was manchmal fast das Gleiche ist. Also noch mal: Die Anmutungsqualitäten kommerzieller Orte geben heute den Standard urbaner Raumbildung vor. Und dies führt teilweise zu einer Entwertung des klassischen, des tradierten Stadtraumes. Diesen Verlust scheint man nun mit einer obsessiven Gestaltung auffangen zu wollen. Um sich in der Konkurrenz mit den privatisierten Räumen zu behaupten, greift eine zunehmende Verkunstung so manchen öffentlichen Raums Platz, und zwar fast

ausschließlich in den Stadtzentren. All die modischen Aufkantungungen und Reliefverschiebungen, das Spiel mit Pflaster Texturen, auch die traditionellen Essentials wie Brunnen, Bänke und Blumenkübel können zwar nützlich und manchmal auch ein erfreulicher Anblick sein, aber nur dann und dort, wo sie nicht in der Überzahl auftreten und die Möglichkeit, sich frei zu bewegen und zu verhalten, wieder zunichte machen. Indessen, kühl und gekonnt, bis ins Detail durchkomponiert, scheint das Konzept der Animatore aufzugehen. Die Besucher honorieren den Mix aus Unterhaltung, Shopping und Vergnügen – zumindest bis Ladenschluss.

Hier scheint mir der Blick auf einen größeren Kontext angebracht: Einer Stadt, die noch keine Marke ist, die noch kein Branding hat, fällt es schwer, ökonomische, gesellschaftliche und auch kulturelle Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Image und Ruf bekommen so einen bedeutenden Anteil an ihrer strategischen Konkurrenzfähigkeit. Immer häufiger geht das Stadtmarketing den Weg zur „Ereigniskultur“. In der breiten Palette dieser temporären Ereignisse hat die Inszenierung des öffentlichen Raums inzwischen einen festen Platz. Fatal allerdings ist eines: Im Bestreben, ihr Markenimage zu verbessern, konzentrieren sich viele Städte auf Werte und Emotionen, die die Kunden und Bürger mit dem „Produkt“ verbinden, als auf deren Qualität selbst. Da alle Orte mit ununterscheidbaren Massenprodukten überschwemmt werden, versuchen Städte und Gemeinden gleichsam sich selbst zu individualisieren – aber eben alle auf die (fast) gleiche Weise, in bewährten Schablonen. Hauptsache, damit wird ein bestimmter Lifestyle befördert oder ein – wahlweise cooles, vorzugsweise behagliches – Image propagiert. Wohlfeile Sitzgelegenheiten, stählerne Kioske, ausgreifende Wasserspiele oder opulente Plastiken reüssieren. Abgezielt wird auf ein Prestige, das durch Exklusivität entsteht.

Das war jetzt die erste Hälfte meiner Ausführung. Mit zwei Sätzen will ich ein Zwischenfazit einfügen. Erstens und ganz grundsätzlich: Es ist ein integrierter Raumbegriff erforderlich, der die relationale und auch die relative Ordnung zwischen physikalischen Bedingungen einerseits und sozialen Objekten andererseits anerkennt – und zwar als ein komplementäres Wesensmerkmal öffentlicher Räume überhaupt. Zweitens, und das sehr pragmatisch: Um den multifunktionalen und nutzungsoffenen Charakter öffentlicher Räume zu gewährleisten, ist ein verträgliches Nebeneinander verschiedener Nutzungsordnung ganz zentral. So prosaisch und bieder das klingen mag, so wenig hat dieser altherwürdige Grundsatz an Gültigkeit verloren.

Ich will mich nun noch der Frage zuwenden, wie sich Stadt heute gestalten lässt. Das möchte ich in Form von fünf weiteren Thesen tun, die eher allgemeiner und appellativer Natur sind.

6 „Stadtentwicklung braucht Leitbilder, aber keine Patentrezepte.“

Die Tradition der europäischen Stadt mag durchaus als Leitbild für die Weiterentwicklung dienen, doch

muss sie stets standortspezifisch hinterfragt werden. Wir dürfen Stadt nicht nur als ein gewachsenes Kulturgebilde in historischer Bestimmtheit sehen – und alle Lösungen daraus ableiten –, sondern wir müssen auch das Neue oder genuin Andere darin (an)erkennen. Erforderlich ist ein neuer Pragmatismus, ein unverstellter Blick auf reale Gegebenheiten. Weiche Instrumente mögen dabei unter Umständen wichtiger sein als Bauleitplanung.

Zudem handelt es sich bei jeder Planung, bei jeder Bauentscheidung, stets um eine subjektive Wertung, die durch keine Kosten-Nutzen-Analyse ersetzt werden kann. In der öffentlichen Planung geht es also um kollektive Werturteile, die sich letzten Endes in politischen Entscheidungen niederschlagen. Hier ist Transparenz erforderlich, die wiederum gewährleistet werden kann durch die Verfahren, durch Wettbewerbe oder auch öffentliche Diskussionen. Es ist alles andere als realistisch zu erwarten, dass Stadtentwicklung und Städtebau sich immer im Konsens zwischen allen Beteiligten vollziehen. Streit ist gleichsam vorprogrammiert; und das wäre dann nicht schlimm, wenn er öffentlich und mit fairen Mitteln ausgetragen wird.

7 „Bürgerbeteiligung muss neu buchstabiert – und gelebt werden.“

Die Begriffe Beteiligung, Teilhabe, Partizipation sind seit jeher programmatische Schlagworte im Urbanitäts- und Planungsdiskurs. Und sie offenbaren jedoch ein Janusgesicht. Seit Ende der 70er-Jahre ist das zweistufige Beteiligungsrecht, also die vorgezogene und die verbindliche Bürgerbeteiligung, fester Bestandteil unseres Planungsrechts. Das Modell zeigt allerdings Grenzen, weil es in der Regel fallbezogen und reaktiv ist und weil der Regelkreis für planerische Handlungsalternativen so definiert ist, dass übergeordnete Zusammenhänge vernachlässigt werden. Bürger unterstellen nicht selten eine fehlende Ernsthaftigkeit des Beteiligungsangebots. Investoren beklagen den zeitlichen – und damit auch den finanziellen – Aufwand der Verfahren und implizit die Unsicherheit von dessen Ausgang. Und von fachlicher Seite bestehen oft Vorbehalte wegen der Qualität der Ergebnisse – da gibt es das Stichwort „Konsens bis zum Nonsens“ – bzw. wegen der Selektivität des Beteiligungsverfahrens – da gilt das Stichwort: „Das sind doch ohnehin die üblichen Verdächtigen.“ Allerdings, auch die Bewohner und die Bürger selbst tragen zur unbefriedigenden Situation ihr Scherflein bei: Ein heute weit verbreitetes Verhaltensmuster ist das „Not in my back yard“-Syndrom, das sich auf die simple Abwehr eines als nachteilig erkannten Planungsvorhabens beschränkt. Gerade sozial besser gestellte Schichten, die zur Verteidigung ihrer Besitzstände auch rhetorisch eher in der Lage sind, vertreten oft eine solche Haltung. Die Idee der Partizipation und der selbstbestimmten Vertretung von Interessen wird durch ein derartiges Verhalten diskreditiert, der Prozess der Entsolidarisierung städtischer Gesellschaften erhält weitere Nahrung. Es braucht also neue Antworten auf alte Fragen. Und dabei darf Partizipation nicht nur Befriedigung von Einzelinteressen bedeuten, sondern aktivierende Auseinandersetzung mit Vorstellungen und Wünschen möglichst vieler Bürger.

8 „Baukultur wird zum Aushandlungsprozess.“

Folgt man diesem Gedanken, dann führt dies auch zu neuen Anforderungen an Planer und Verwaltung. Zwischen ihnen und den engagierten Bürgern muss eine neue Balance entwickelt werden. Alte Zuständigkeiten verlieren ihre tradierte Gültigkeit, wenn die Rollen neu verteilt werden. Wenn nicht nur der Architekt über Schönheit und Ästhetik, der Planer über das Verfahren oder die Verwaltung über rechtskonforme Satzungen reden – und die Bürger sich das aus der Ferne ansehen, sondern plötzlich alle miteinander verantwortlich sind für das Ergebnis. Dann muss erst – und jeweils aufs Neue – ausgehandelt werden, wer die besseren Argumente auf seiner Seite hat. Und wer an welcher Stelle dann die letzte Entscheidung trifft. Da bedarf es neuer Offenheiten und dann auch neuer Abläufe und Schnittstellen, weil dann nichts mehr ganz sicher ist und vieles neu besprochen werden muss. Überhaupt bin ich der Auffassung, dass die zentralen Herausforderungen nicht nur in den Städten heute meist zwischen den angestammten Disziplinen, zwischen den tradierten Zuständigkeiten liegen, und dass wir uns darauf einstellen müssen – und zwar mehr als bisher.

9 „Städtebau ist mehr als Embellissement.“

Mit dieser These will ich ein gewisses Dilemma ansprechen: Denn zum einen gibt es heute in manchen Städten fraglos die Tendenz, vorrangig jene Bereiche zu entwickeln, die sich imagekompatibel vermarkten lassen, während an Interventionen in Problemstadtteilen nur wenig Interesse besteht. Städtebau allerdings darf sich nicht in spektakulären Ausnahmeprojekten oder in bloßem Anhörschen der Innenstadt erschöpfen. Und ebenso problematisch ist es, auf ein bestimmtes Stadterlebnis abzustellen, wenn dessen Maßstab nur noch im Shopping oder im Hochglanzprojekt gesucht wird. Zum anderen heißt das nun aber nicht, dass Städtebau keine Identifikation und keine Symbole braucht. Gerade weil Stadt immer davon lebt, Neues und Anderes aufzunehmen – und dafür auch Platz zur Entfaltung zu lassen – müssen die Räume des Alltags, müssen die normalen Stadtquartiere gestützt, entwickelt und befördert werden. Insofern ist man vermutlich gut beraten, auf Stadtebene so etwas wie Symbolpolitik zu betreiben. Entsprechende Ansätze für die Stärkung von stadtteilbezogenen Initiativen gibt es konsequenterweise ja in vielen Modellvorhaben. Aus meinem beruflichen Kontext kommen mir da zwei sofort in den Sinn: Das wäre zum einen das Lesezeichen in Magdeburg-Salbke oder auch die Kumpelplätze in Sangerhausen, wo in sehr sorgfältigen Prozessen gemeinsam mit den Bürgern neue Symbole im öffentlichen Raum entstanden sind bzw. entstehen.

10 „Experimente sind notwendig.“

Die Bauordnungen der Länder verfügen über sogenannte Ausnahmeparagrafen und Experimentierklauseln – sie werden aber nicht oder kaum in Anspruch genommen. Informelle Planungen existieren aller Orten und nehmen stetig zu, z. B. in Form von Stadtteilentwicklungsplänen, von Szenarien, von Machbarkeitsstudien etc. Sie lassen sich, wenn man so will, auch als eine Art behördliche Gegenreaktion

auf überformalisierte und langwierige Bauleitplanung lesen. Was allerdings meines Erachtens fraglos zu wenig da ist, und zwar nicht nur im staatlichen Planen und Genehmigen, ist der Mut zu unkonventionellen Lösungen. Hier brauchen wir eine andere Mentalität. Neue experimentelle Ansätze wären zu honorieren; nicht nur finanziell, sondern insbesondere in der Bereitschaft, das Eingehen von Risiken eher zu befördern als das sture „Weiter so wie gehabt“. Es geht um eine grundsätzliche Gestimmtheit, in und mit der bürgerschaftlichen Initiative aufgenommen und qualifiziert werden. Schließlich geht es bei der Stadtentwicklung immer auch darum, Möglichkeitsräume zu öffnen. Und informelle Ansätze können durchaus probate Zukunftsperspektiven darstellen, sofern sie eben auch dazu dienen, die bestehenden Regelwerke zu hinterfragen und in geeigneter Weise fortzuschreiben.

Und an diese Thesen oder Merksätze will ich noch eine Warnung aus einer persönlichen Betroffenheit anschließen. Der Beitrag trägt den Titel: „Gestaltqualität als Zusammenspiel von öffentlichen und privaten Räumen“. Nun wird der Qualitätsbegriff ja gerne für alles Mögliche in Anspruch genommen. Bei der Gestaltung wird es dann häufig problematisch. Denn das ästhetische Urteil scheint mir heute ein Tabu nicht zuletzt in der staatlich repräsentierten Stadtplanung zu sein, die durch objektivierbare „Erfordernisse“ bzw. wissenschaftliche Methoden und nicht durch subjektive Meinung hoheitliche Aufgaben wahrnehmen soll. In der Praxis hat das eine weit verbreitete Verweigerungshaltung bei jeder Art von gestalterischen Problemen zur Folge, die ihrem Gegenstand als per se ästhetischen – nämlich dem wahrnehmbaren materiellen Objekt – nicht angemessen sein kann.

Ich will mit einem kleinen Fazit auf zwei verschiedenen Maßstabsebenen schließen: Zunächst bitte nicht nur an die zentralen Plätze in der Innenstadt denken! Allzu oft werden die wichtigen Stadträume in den Quartieren ausgeblendet, die kleinen Straßenecken, die kleinen Parks und Plätze, die die eigentlichen Aufenthaltsorte im Alltag der Stadtbewohner sind. Für sie ist oft kein Geld mehr da oder keine Kapazität, keine Pflegekapazität der Grünverwaltung. Und zum Zweiten: Stadtentwicklung ist ein komplexer Gegenstand. Sich damit zu beschäftigen ist mühevoll, Detailarbeit, und die individuellen Einwirkungsmöglichkeiten in diesem Prozess sind oftmals sehr begrenzt. Zur Illustration möchte ich Martin Walser zitieren. Der hat in seinem Roman: „Ehen in Philippsburg“, der vor mehr als einem halben Jahrhundert erschienen ist, einen Protagonisten empfinden lassen, dass ihm „die ganze Stadt als eine riesige Schmiede erschienen (sei), in der alles der Bearbeitung unterlag, in der es keinen Unterschied mehr gab zwischen Werkstück und Schmied, alles war zugleich Werkstück und Schmied, jeder und jedes wurde bearbeitet und bearbeitete selbst, ein Ende dieses Prozesses war nicht vorgesehen“. Soweit das Zitat. Ein Ende allerdings muss mein Beitrag haben. Bitte verstehen Sie ihn als einen Rundumschlag – als grundsätzliche Reflektion.



HINWEIS

Der Beitrag ist die redaktionell leicht bearbeitete Fassung eines Vortrags, den Dr. Robert Kaltenbrunner im Rahmen eines Symposiums 2009 der Quartiersinitiative Niedersachsen (QUIN) in Lingen gehalten hat.

KONTAKT

Dr. Robert Kaltenbrunner, Architekt, Stadtplaner, Leiter der Abteilung "Bau- und Wohnungswesen" des Bundesamtes für Bauwesen und Raumordnung

TEL: 0228-99-401-2500

MAIL: robert.kaltenbrunner@BBR.Bund.de

IM NAMEN DER BAUKULTUR?

ÜBER GUTE GESTALTUNG UND DIE ROLLE DER BAUKULTUR

*EIN BEITRAG VON TIM RIENIETS,
GESCHÄFTSFÜHRER DER LANDES-
INITIATIVE STADTBAUKULTUR NRW*

Im Herbst des Jahres 1979 erschien die Erstausgabe einer neuen Verbandszeitschrift des Deutschen Architekten- und Ingenieur-Verbandes (heute: Verband Deutscher Architekten- und Ingenieurvereine e. V.).¹ Auf der Titelseite prangte in großen Lettern das Wort BAUKULTUR. Ein Begriff, der schon in den 30er-Jahren Verwendung gefunden hatte und später von den Nationalsozialisten für ihre demagogischen Zwecke aufgegriffen wurde. Nun, mehr als 30 Jahre später, erschien der Begriff in neuem Licht. Er wurde zu einer Zeit in den Fachdiskurs eingeführt, als dieser von einer harschen, polarisierenden Rhetorik gekennzeichnet war. Sowohl in der Bundesrepublik als auch in anderen westlichen Industrieländern wurden die baulichen Zeugnisse der Nachkriegsmoderne mit heftiger Kritik überzogen. Die Nachkriegsstädte wurden mit „Schrottplätzen“ verglichen (Peter Blake) und als „Umweltzerstörung“ bezeichnet (Rolf Keller), es war von der „Unwirtlichkeit der Städte“ die Rede (Alexander Mitscherlich) und von der „Unmenschlichkeit“ ihrer Architektur (Hugo Kükelhaus). Ebenso heftig wurden die verantwortlichen Planer, Investoren und Politiker angegriffen, die nach Ansicht ihrer Kritiker die kulturelle und gesellschaftliche Bedeutung des Bauens den Interessen von Politik, Bauwirtschaft und technologischem Fortschrittsglauben geopfert hatten.

In dieser Zeit, als Architektur und Stadtplanung ihre tiefste Legitimationskrise durchlebten, machte nun der Begriff Baukultur die Runde. Er stellte zwar keine geringeren Ansprüche an Architektur und Städtebau, aber er schlug einen versöhnlichen Ton an.

Anstatt das Versagen der Verantwortlichen anzuprangern, appellierte er an die gemeinsame kulturelle Verantwortung aller Beteiligten. Er forderte dazu auf, das Bauen als „gesamtkulturelle Aufgabe aus dem fachübergreifenden Auftrag von Architekten und Ingenieuren“, zu verstehen, um „eine lebenswerte und menschenwürdige Umwelt aus allgemein gesellschaftlicher Verantwortung zu verwirklichen“.²

Und wo steht der Begriff heute, 35 Jahre später? Er ist mindestens so populär wie damals und die Erwartungen, die mit ihm verbunden werden, sind kaum geringer geworden. Ein Grund dafür liegt darin, dass die großen Erwartungen von damals bis heute auf ihre Erfüllung warten. „Seine fragwürdige Karriere“, bemerkte Werner Durth über den Begriff Baukultur, „verdankt er dem offen sichtbaren Mangel an dem, was er umschreibt und erwarten lässt“.³ Ein anderer Grund für seine anhaltende Popularität liegt darin, dass der Begriff Baukultur keine verbindliche Definition kennt und darum immer wieder mit neuen Erwartungen aufgeladen werden kann. Eine wissenschaftliche Klärung oder eine öffentliche Auseinandersetzung über den Begriff Baukultur hat nie stattgefunden. Stattdessen ist Baukultur zu einem Sammelbegriff gedehnt worden, der für fast alles offen ist, was im aktuellen Fachdiskurs irgendwie als gut oder wünschenswert gilt: für den behutsamen Umgang mit dem baulichen Erbe, für die Bewahrung und Entwicklung regionaler Baustile, für gute Planung und ein gesundes Wettbewerbswesen, für transparente und partizipative Planungsprozesse,

für hohe Qualität in der baulichen Ausführung und natürlich für Nachhaltigkeit.

Was diese verschiedenen Themen miteinander vereint, ist der große normative Anspruch, der damals wie heute durch das Prädikat Baukultur zum Ausdruck gebracht werden soll – ein Anspruch, der auch mit Nachdruck für gestalterische Fragen geltend gemacht wird. Baukultur ist zu einem Synonym geworden für das gute, das schöne, das „kultivierte“ Bauen, das sich von der Hässlichkeit der Alltagsarchitektur abhebt. Aber genau an dieser Stelle wird die Verwendung des Begriffs fragwürdig, denn das Gute und Schöne kann nicht ohne weiteres aus dem Baukultur-Begriff abgeleitet werden. Plausibel ist das nur, wenn man Baukultur als Hochkultur versteht, also als außerordentliche Kulturleistung, die sich per definitionem von den durchschnittlichen Leistungen der Alltagskultur abhebt. Aber wie steht es dann um die „gesamtkulturelle Aufgabe“ (Joachim Darge), die dem Begriff Baukultur 1979 in die Wiege gelegt wurde? Kann Baukultur diese gesamtkulturelle Aufgabe erfüllen, wenn sie zugleich die höchsten gestalterischen Ansprüche erfüllen soll?

Manche Autoren gehen noch einen Schritt weiter und verfassen im Namen der Baukultur Empfehlungen, Regelwerke oder Vorschriften für eine gute Gestaltung. Für sie ist Baukultur gleichbedeutend mit einem Gestaltungskanon, der die Festlegung baulicher Formen, Materialien und Strukturmerkmale erlaubt. Hält man sich an die Regeln – so die Hoffnung der Autoren



Abb.: Wohnkomplex WoZoCo, Amsterdam 1997, MVRDV.

Experimentierfreudige Architektur, öffentliches Interesse und staatliche Förderung verhalfen der niederländischen Architektur der 1990er-Jahre zu Weltgeltung.

Abb.: Feuerwehr- und Kulturhaus, Hittisau 2000, Cukrowicz Nachbaur Architekten, Bregenz.

Zunächst war die Vorarlberger Bauschule eine Gegenbewegung zum etablierten Bausektor, heute ist sie regionales Kulturgut und internationale Touristenattraktion.



– handelt man im Sinne der Baukultur. Es ist der Versuch, einen verloren geglaubten, kulturellen Konsens der Gesellschaft auf diese Weise ersetzen zu können. D. h. die gestalterischen Qualitäten historischer Gebäude und Städte, die einst aus gesellschaftlichen Konventionen und Sachzwängen hervorgegangen sind, sollen nun durch planerische Konventionen sichergestellt werden. Aber welche Merkmale und Standards sind es, die das Prädikat Baukultur verdienen? Und wer hat die Legitimation, diese Merkmale und Standards festzulegen? Aus Sicht der Kulturwissenschaft ist keine Antwort zu erwarten. Sie würde entgegenhalten, dass Kultur immer dynamischen Entwicklungsprozessen unterworfen ist und sich darum jeder Festlegung entzieht. Und die Geschichtswissenschaften würden argumentieren, dass eine Kultur und ihre gestalterischen Merkmale erst in der historischen Rückschau kanonisiert werden können, nicht aber zu ihren „Lebzeiten“.

Eine lebendige Kultur zeichnet sich dadurch aus, dass sich die betreffende Gesellschaft in einem permanenten Dialog über die Merkmale und Konventionen ihrer Kultur befindet. Das gleiche gilt für eine lebendige Baukultur. In diesem Sinne heißt Baukultur, dass sich eine Gesellschaft damit auseinandersetzt, in was für Städten und Gebäuden sie leben möchte. Und je mehr Menschen sich an dieser Auseinandersetzung beteiligen, um so besser sind die Voraussetzungen für eine gute und gestalterisch hochwertige Baupraxis. Das betrifft Fachleute aus Architektur und Planung ebenso, wie die Entscheidungsträger in den Kommunen und in der Bauwirtschaft, aber auch und ganz besonders die Bürgerinnen und Bürger, die über keine berufliche Vorbildung verfügen. Auch sie tragen Verantwortung für die Qualität ihrer baulichen Umwelt. Zum Beispiel, wenn sie sich als Bauherren betätigen und in dieser Rolle aktiv an der Gestaltung ihrer baulichen Umwelt mitwirken. Oder wenn sie als

Mieter, als Konsumenten oder in ihrer Freizeitgestaltung Standortentscheidungen treffen und auf diese Weise mit den „Füßen“ darüber abstimmen, welche Orte erfolgreicher sind als andere. Auch diese individuellen und kleinräumigen Entscheidungen haben in der Summe eine baukulturelle Dimension.

Wie eine breite und öffentliche Auseinandersetzung über Architektur und Stadtplanung gelingen kann, zeigt ein Blick in das benachbarte Ausland. Zum Beispiel in die Niederlande, die in den 1990er-Jahren einen enormen Aufmerksamkeitsgewinn für ihre zeitgenössische Architektur im In- und Ausland erlebt haben. Grund für die plötzliche Popularität der niederländischen Architektur war zum einen die prosperierende und zuweilen sehr experimentierfreudige Bauwirtschaft. Zum anderen wurde in dieser Zeit ein großes und wirkungsvolles Arsenal an Subventions- und Kommunikationsinstrumenten etabliert. Im Zentrum stand ein gut dotierter Fonds zur Stimulierung der Architekturszene. Er erlaubte es jungen Architekten und Planern, sich durch Studien, Ausstellungen und Publikationen über Hollands Grenzen hinaus Gehör zu verschaffen. Hinzu kam die Gründung von lokalen Architekturinstitutionen sowie dem international hoch angesehenen Niederländischen Architekturinstitut in Rotterdam (NAi). Außerdem trug die Gründung neuer Fachverlage erheblich dazu bei, die junge niederländische Architektur international populär zu machen, während die Tagespresse die heimische Öffentlichkeit versorgte. Die staatliche Förderung der 90er-Jahre ist mittlerweile wieder zurückgefahren worden und auch die Bauwirtschaft ist erlahmt. Aber das öffentliche Bewusstsein für gute Architektur und Städtebau ist nach wie vor hoch.

Noch eindrucksvoller und nachhaltiger ist die Entwicklung im österreichischen Bundesland Vorarlberg. Wohl keine andere Region auf der Welt wird

auf so positive Weise mit ihrer zeitgenössischen und zugleich regionaltypischen Architektur in Verbindung gebracht. Was heute unter dem Namen „Vorarlberger Bauschule“ bekannt ist, ist aber keineswegs eine Schule im eigentlichen Sinn⁴ und auch keine staatlich unterstützte Entwicklung wie in den Niederlanden. Im Gegenteil, denn es handelte sich zunächst um eine kleine Gruppe von reformbeseelten Architekten und mutigen Bauherren, begleitet von einigen Intellektuellen, Künstlern und Lehrern. Mit ihren Gebäuden setzten diese Architekten Zeichen für eine moderne und zugleich regionalspezifische Architektur. Darüber hinaus mischten sie sich lautstark in berufspolitische Angelegenheiten des Landes ein. Aus der kleinen und kämpferischen Gruppe wurde eine Bewegung, die alsbald über die Tagespresse und das regionale Fernsehen eine breite Öffentlichkeit erreichen konnte. Später kam die Gründung des Vorarlberger Architekturinstitut (vai) und anderer Institutionen im Bereich des Bauwesens hinzu, die der Popularität der Vorarlberger Schule Vorschub leisteten. Gab es in der Region um 1980 rund drei Dutzend Architekturbüros, sind es inzwischen über 150, einige davon mit internationaler Reputation. Gute Architektur ist im Vorarlberg aber nicht nur das Anliegen von Architekten und Institutionen, sondern hat sich über die Jahre „als Bürgerpflicht etabliert“ (Wolfgang Kos). Das ist der größte Verdienst der Vorarlberger Bauschule.

Verbindliche Lehren lassen sich aus diesen beiden Beispielen nicht ziehen. In den Niederlanden war der Erfolg politisch gewollt, im Vorarlberg war der Erfolg im Ursprung das Resultat berufspolitischer Opposition; in den Niederlanden setzte man auf Internationalität, im Vorarlberg auf Regionalität. Die Unterschiede zwischen beiden Regionen ließen sich weiter fortsetzen. Eines haben aber beide Beispiele gemeinsam: Der Schlüssel zum Erfolg lag weder in überhöhten Ansprüchen noch in kleinmütigen Vorschriften. Der

Erfolg gründete in beiden Fällen auf dem Mut von Architekten und Planern, auf der Offenheit der Bauherren und auf dem breiten Interesse in der Öffentlichkeit.

Übrigens: Der Begriff Baukultur hat weder in den Niederlanden noch im Vorarlberg eine Rolle gespielt. Aber beide Beispiele können Anregungen dafür geben, wie man den Begriff Baukultur hierzulande wieder mit Bedeutung füllen kann und ihn damit vor den Abnutzungserscheinungen des aktuellen Diskurses bewahrt.

- 1 Darge 2015: DAI Zeitschrift: 25 Jahre "Baukultur" - Ein Rückblick. Verband Deutscher Architekten- und Ingenieurvereine e. V. Online verfügbar.
- 2 ebd.
- 3 Durth 2010: Baukultur: Spiegel gesellschaftlichen Wandels.
- 4 Kapfinger 2015: Vorarlberger Bauschule - Zur Entstehung und Wirkung einer Schule, die nie eine war, www.v-a-i.at/bauschule-text-otto-kapfinger.html, 2015.

KONTAKT

Landesinitiative StadtBauKultur NRW
Leithestraße 33
45886 Gelsenkirchen

TEL: 0209 319 81-0
MAIL: info@stadtbaukultur.nrw.de

WEB: www.stadtbaukultur.nrw.de

DIE ATMOSPHERE EINES ORTES IST ENTSCHEIDEND

JOHANNA SIEVERS

DIE LANDSCHAFTSARCHITEKTIN
JOHANNA SIEVERS WURDE 1953 IN
OLDENBURG GEBOREN.
SIE STUDIERT VON 1971 BIS 1978
IN MARBURG UND HANNOVER.
ANSCHLIESSEND ARBEITETE SIE ALS
ANGESTELLTE IM BÜRO „TEAM-
GRÜNPLAN“ IN BREMEN.

AB 1980 WAR SIE ZEHN JAHRE LANG
MITINHABERIN DES BÜROS
„GRUPPE FREIRAUMPLANUNG“ IN
HANNOVER BEVOR SIE 1991 IHR
EIGENES BÜRO SPALINK-SIEVERS
LANDSCHAFTSARCHITEKTEN
GRÜNDETE.



INTERVIEW MIT DER LANDSCHAFTSARCHITEKTIN
JOHANNA SIEVERS, INHABERIN DES BÜROS SPALINK-
SIEVERS LANDSCHAFTSARCHITEKTEN



Frau Sievers, was bedeutet für Sie eine schöne Innenstadt?

Ich gehe gerne in eine schöne Innenstadt, weil es dort attraktive Geschäfte und Plätze zum Verweilen gibt. Sie ist sauber, sicher, familienfreundlich, bunt, hell. Es finden dort häufig Feste und Veranstaltungen statt. Ich kann dort gut essen, flaniere gern und treffe interessante, nette Menschen – vielleicht sehe ich ihnen auch einfach nur zu. Ich kann sie gut mit dem Fahrrad oder dem ÖPNV erreichen und deshalb das Auto getrost zu Hause lassen.

Wie müssen denn Räume aussehen, in denen Menschen sich wohlfühlen? Wie können wir den verschiedenen Generationen dabei gerecht werden?

Ich glaube schon, dass dabei eine gute Architektur, aber auch Bäume, Blumenschmuck, Bänke und eine gute Gestaltung der Straßen und Plätze eine große Rolle spielen. Und dass die Vertreter verschiedener Generationen merken, dass dabei auch an sie gedacht worden ist: sei es durch kleine Spielangebote für die Kinder und Jugendlichen oder durch altengerechte Sitzgelegenheiten mit Rücken- und Armlehnen an guten Standorten wahlweise in der Sonne oder im Schatten. Alle sollen sich willkommen fühlen und das signalisiert man am besten durch viele Bänke. In einigen Städten verschwanden sie nach und nach, da sich einzelne Bankstandorte als schwierig herausstellten. Mein Rat geht genau in die andere Richtung: Je mehr Bänke wir aufstellen, desto unproblematischer ist der einzelne Standort.

Was heißt Gestaltqualität für die Innenstadt? Sollte es in der Kommune Regelwerke für die innenstädtische Gestaltung geben?

Gestaltqualität ist mehr als eine neue Fußgängerzone aus Naturstein. Mindestens ebenso wichtig ist die Atmosphäre, also das subjektive Empfinden der Menschen, wenn sie sich in der Innenstadt aufhalten, die allgemeine Stimmung. Und das ist etwas, was die Kommunen eindeutig beeinflussen können – auch ohne viel Geld. Der Besuch der Innenstadt sollte ein umfassendes, authentisches Erlebnis sein, das durch nichts zu ersetzen ist. Regelwerke sind nicht per se der richtige Weg. Sie können nur wirksam greifen, wenn sie mit den Betroffenen gemeinsam im Konsens entwickelt werden. Schöner ist es natürlich schon, wenn sich alle z. B. in Bezug auf die Werbung freiwillig beschränken oder auf ein einheitliches Erscheinungsbild einigen.

Welche Bedeutung haben kleine Orte und Plätze bei der Gestaltqualität für den gesamten innerstädtischen Raum?

Sie machen nach wie vor das aus, was die klassische europäische Stadt schon immer besonders geprägt hat: Sie machen eine Stadt einmalig, unverwechselbar, fördern die Orientierung und damit das Wohlbefinden und den Stolz ihrer Bewohner. Hier kann ich einen Moment innehalten, mich ausruhen, einfach „Mensch sein“. Hier macht man mal Pause vom Einkaufen und genießt den zweckfreien Augenblick.

Lieblose Außenbestuhlung aus Plastik, Reklameschirme oder Plastikpalmen - viele Gastronomen und Händler tragen nicht gerade zu einer ansprechenden Gestaltung der Innenstadt bei. Wie beurteilen Sie diese Aspekte? Welche Möglichkeiten sehen Sie für Schnittstellen zwischen privaten und öffentlichen Flächen?

Ich denke, hier sollte man es einfach mit einer guten, geschmackvollen Beratung versuchen. Vielfach ist es Hilflosigkeit und die mangelnde Kenntnis der Betroffenen von guten Alternativen, die zu solch desolaten Erscheinungsbildern von der Freiraummöblierung und/oder -begrünung führt. In Hannover gibt es zum Beispiel einen „Stadtgestalter“, bei dem sich jeder Geschäftsinhaber Rat holen kann. Ich glaube, dass i.d.R. Geschäftsleute und Stadtverwaltungen viel zu wenig miteinander reden. Ziel sollte nicht sein, über endlose Satzungen und Verbote zu einem besseren Erscheinungsbild zu kommen, sondern durch positive Anregungen und gute Beispiele. Wir sollten einfach zeigen wie es geht.



Ist es vor dem Hintergrund der aktuellen finanziellen Situation der Kommunen nicht schwierig, notwendige Gestaltungsmaßnahmen in der Innenstadt umzusetzen?

Baukultur ist nicht primär eine Frage von Geld. Je besser Verwaltung, Politik, Geschäftsleute und die Bürgerschaft vertrauensvoll zusammenarbeiten und sich nicht permanent gegenseitig misstrauen, sondern vielmehr gemeinsam das Ziel verfolgen, eine attraktive, funktionierende Innenstadt zu erhalten, zurückzugewinnen oder zu schaffen, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, dass es ihnen auch ohne einen unrealistisch hohen finanziellen Einsatz gelingt. Es geht nicht nur um die klassische „Bürgerbeteiligung“ – Ziel muss es sein, möglichst viele Menschen für ihre Innenstadt zu begeistern!



Was bedeuten die Elemente Grün, Licht und Wasser für die Gestalt- und Aufenthaltsqualität der Innenstadt?

Das sind genau die „Trümpfe“, mit denen wir wuchern sollten, wenn es möglich ist! Leider geht der Trend im Moment in der Freiraumgestaltung mehr in eine eher rein formale, coole, steinerne Richtung – damit tun wir den Menschen glaube ich keinen Gefallen. Alle sprechen vom Klimawandel, sie vergessen dabei jedoch, dass wir durch Grün, Wasser und weniger Versiegelungen sehr viel dazu tun können, dass sich unsere Städte nicht so aufheizen. Und unabhängig davon gefällt uns doch nun mal eine Stadt mit viel Grün, Wasser und Licht einfach besser!



Welche Bedeutung hat die Gestaltung der Außenanlagen eines Wohnquartiers? Und sehen Sie einen Zusammenhang zwischen Bürgerbeteiligung und Aufenthaltsqualität?

Die Kriterien, die die Bevölkerung bei der Bewertung der Gestaltqualität von Innenstädten anwendet, gelten im Prinzip gleichermaßen für die Wohnquartiere wie auch alle anderen Freiräume in der Stadt: Ganz



entscheidend für die Einschätzung der Qualität eines Wohnquartiers ist nicht nur die Art der Architektur, sondern insbesondere auch die Art der Gestaltung und des Pflegezustands der hausnahen Freiflächen, aber auch der quartiersbezogenen Grünanlagen, Spielplätze, Schulhöfe etc. Erlauben Sie mir in diesem Zusammenhang einen ganz kleinen Exkurs: Im Moment beschränkt sich die Diskussion um die Qualität von neu zu bauenden Wohnquartieren fast ausschließlich auf die Höhe der geplanten Bebauung. Bürgerschaft und Politik meinen, dass qualitätsvolle Wohnquartiere nur in bis zu dreigeschossiger Bauweise entstehen können. Sie sollten sich einmal Bremen-Tenever ansehen: Ein Hochhausquartier mit bis zu 22-geschossigen Hochhäusern, das durch hervorragend gestaltete und nutzbare Freiräume besticht! Wenn wir höher bauen, können wir auch wirtschaftlicher bauen. Dann bleibt auch mehr Platz dazwischen, den es natürlich sorgfältig zu gestalten und zu pflegen gilt. Es kann nicht angehen, dass es nur dort „schön“ ist, wo die Geschäfte sind. Und da haben die Kommunen und die Wohnungswirtschaft eine große Verantwortung und auch Chance, durch ihren Einsatz dafür zu sorgen, dass sich die Bewohnerschaft überall rundherum wohlfühlt in ihrer Gemeinde oder Stadt. Und dabei geht es auch nicht primär darum, wie aufwändig etwas gestaltet wird, sondern ob es dazu einen Beteiligungsprozess gegeben hat, ob die Anlagen gut nutzbar sind und ob sie gepflegt werden. Das fördert die Identifikation der Bevölkerung mit ihrem Umfeld und bewirkt einen sorgsameren Umgang damit. Wirtschaftlicher geht's nicht!



KONTAKT

Johanna Sievers
SPALINK-SIEVERS Landschaftsarchitekten
Alte Herrenhäuser Str. 28
30419 Hannover

TEL: 0511-793511
MAIL: info@spalink-sievers.de

WEB: www.spalink-sievers.de

LIPPE- FLUSSPROMENADE LÜNEN

VIEL ZUSPRUCH FÜR DIE ERWEITERUNG



Die Stadt Lünen setzt seit 2007 im Rahmen eines integrierten Entwicklungskonzepts wichtige Impulse für einen starken Citykern. Der Fluss Lippe fließt mitten durch die Innenstadt. Ein wichtiges Ziel ist es, die Erlebbarkeit des Flusses zu fördern und somit für die Bevölkerung und die Besucher die Aufenthalts- und Erlebnisqualität zu erhöhen.

Als ein Projekt des Stadtumbaus ist entlang der Lippe im direkten Anschluss an eine Brachflächenentwicklung der Flusspark als neue, offen gestaltete Grün- und Erholungsfläche entstanden. Das Bochumer Büro wbp Landschaftsarchitekten hat in einem von der Stadt ausgelobten Wettbewerb den 1. Preis geholt und die Planung weiterentwickelt. Der Flusspark ist in die bestehenden Wegebeziehungen entlang des Flusses eingebettet. Auf 21.000 qm entfaltet sich im Übergang zwischen Innenstadt und Landschaft ein bandartiger Park auf unterschiedlichen Höhenniveaus.

Dieser umfasst eine Parkebene und eine fünf Meter tiefer gelegene Flussebene. Die Ebenen sind über zwei befestigte Wege miteinander verbunden, so dass sich für den Besucher immer neue Blickbeziehungen zum Wasser und gegenüberliegenden Ufer ergeben. Der Fluss ist durch die unterschiedlichen Perspektiven somit an verschiedenen Stellen neu erlebbar und garantiert auch ein direktes Wassererlebnis. Über zwei angelegte Treppen- und Sitzstufen gelangt man bis zur Wasserkante. So sind zwei attraktive Aufenthaltsbereiche neben den sonst natürlich belassenen Ufersäumen entstanden.

Neben dem Wasser-Erleben kann der Besucher auch an „Land“ eine ansprechende Gestaltung und Wohlfühlatmosphäre wahrnehmen. In der Mitte der längsgerichteten Grundstruktur des Parks befindet sich ein offener Wiesenbereich, der als Liegewiese genutzt werden kann. Schön ist hier die, durch die unterschiedlichen Höhen entstehende, Hanglage. Durch Hecken und einem Band aus Bänken grenzt sich der Flusspark zum angrenzenden Lippe-Bad – eine nachhaltige Umnutzung eines ehemaligen Heizkraftwerkes mit neuem Anbau zum ausgezeichneten Passiv-Hallenbad - und zu einem künftigen Wohnquartier ab.

Die öffentliche Investition zieht auch erhebliche private Investitionen nach sich. Die geplante hochwertige Wohnnutzung auf der Brachfläche am Lippeufer soll 2017 fertig gestellt sein.

Obwohl die Kosten aus Haushaltsgründen auf 820.000 Euro begrenzt werden, konnte somit eine hohe Gestaltqualität erreicht werden. Die verwendeten Materialien fügen sich in das entstandene natürliche Bild des Parks ein und sind dennoch modern. Die langen Sitzblöcke entlang der oberen Wege verfügen über Holz-Sitzelemente, während entlang des unteren Weges Bänke aus einer Kombination von Holz und Beton aufgestellt sind. Der Belag der Wege besteht aus einem hellen farbigen Asphalt, der besonders gut begeh- und befahrbar ist. Durch das ebene Material gestaltet sich der Park auch barrierefrei. So wird das Flusspark-Erleben für alle Nutzer möglich. Radfahrer und Fußgänger können sich neben Erholungssuchenden im Park aufhalten.



KONTAKT

Stadt Lünen
Fachreferat für Stadtentwicklung und
Stadtmarketing
Astrid Linn
Willy-Brandt-Platz 1
44532 Lünen

TEL: 02306 104-1282
MAIL: astrid.linn.02@luenen.de

WEB: www.luenen.de

STADTBILDOFFENSIVE SIEGEN

GEMEINSAM AKTIV FÜR
EINE SCHÖNE STADT

In Siegen wurde im Jahr 2011 von Stadtbaurat Michael Stojan eine Stadtbildoffensive initiiert, die gemeinsam mit den Siegerner Bürgerinnen und Bürgern umgesetzt werden soll. Die umfassende Neugestaltung der Stadtmitte am Fluss "Siegen zu neuen Ufern" soll flankiert werden durch eine Aktion zur Attraktivitätssteigerung des gesamten Stadtbildes.

Das Bewusstsein für die Belange des Stadtbildes nimmt in der öffentlichen Diskussion stetig zu, nicht nur in Siegen. Während viele Jahre nur über Funktionalität gesprochen wurde (Verkehr, Einzelhandel, ...), kam zu den immer noch aktuellen Umweltthemen, wie Klimaschutz und Stadtökologie in jüngster Zeit verstärkt das Thema "Stadtbild" hinzu, eng verbunden mit Identifikation und Stadtmarketing. Es geht um die Aufwertung des Stadtbildes im übertragenen und im wörtlichen Sinne.



In Siegen bewegt sich viel. Als Initialzündung ist das Leuchtturmprojekt der Regionale 2013 "Siegen - Zu neuen Ufern" zu nennen, verbunden mit einem europaweiten Freiraumwettbewerb.

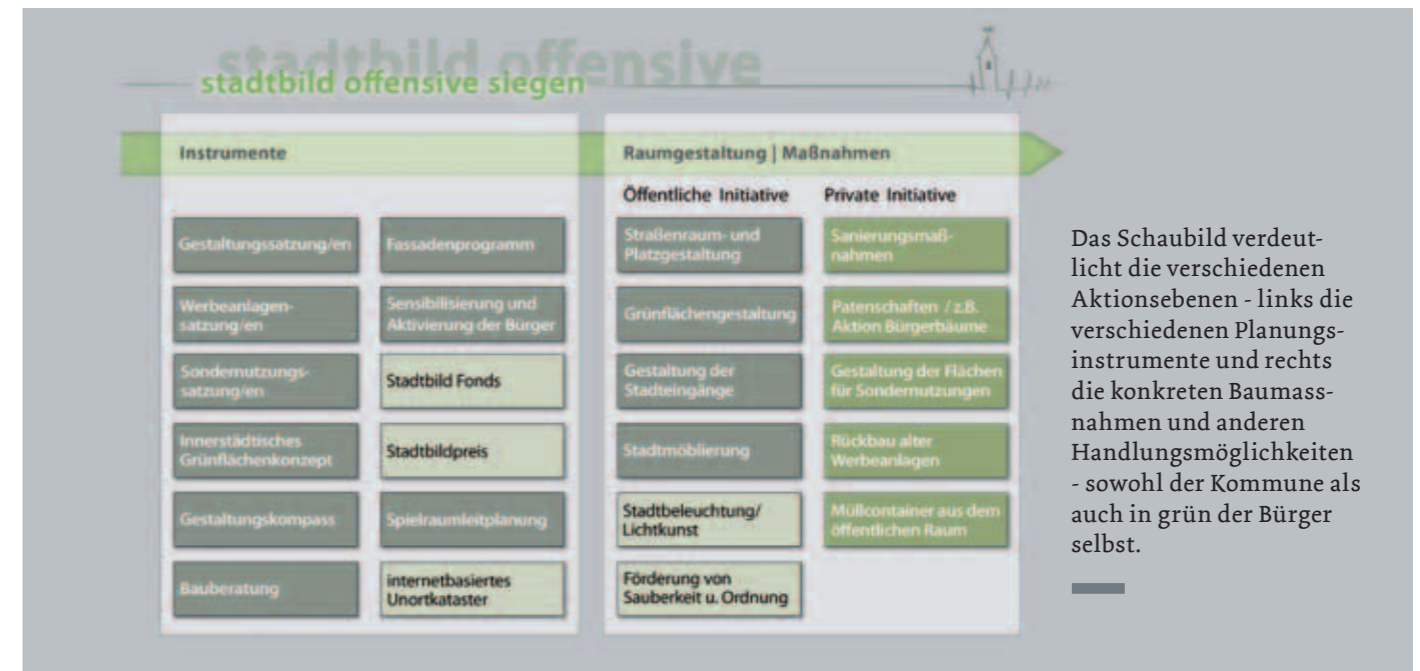
Die Stadtverwaltung arbeitet schon seit einiger Zeit und auf mehreren Ebenen intensiv an weiteren Maßnahmen zur Verbesserung des Stadtbildes. Im Jahr 2010 wurde zum Beispiel das "Integrierte Handlungskonzept" für die Innenstadt erstellt und beschlossen, das auch eine Vielzahl stadtbildrelevanter Teilmaßnahmen beinhaltet. Verschiedenste Fachabteilungen arbeiten parallel an Verbesserungen - von den Liegenschaften über Straße und Verkehr bis zu den Grünflächen -, um nur einige zu nennen, sind neben der Stadtplanung und Stadtentwicklung viele weitere aktiv, so dass sich gerade beim Stadtbild viele Zuständigkeiten überschneiden.

Mit den Ratsbeschlüssen zum innerstädtischen Grünflächenkonzept "Grün kommt an!" und der Erhaltungs- und Gestaltungssatzung für die Siegerner Innenstadt am 26.03.2014 wurden zwei weitere wichtige Bausteine fertiggestellt und verbindlich. Im Rahmen von Stadtteilwerkstätten werden die Aktionen gemeinsam mit Bürgern vorangetrieben.

Erhaltungs- und Gestaltungssatzung für die Siegerner Innenstadt

Das Siegener Zentrum verfügt über ein einzigartiges Stadtbild mit hohem Identifikationspotenzial. Dieses setzt sich aus zahlreichen prägenden Bausteinen zusammen. Dazu gehören u. a. die bewegte Topografie, der gut erhaltene mittelalterliche Stadtgrundriss, die typischen schlichten Putzfassaden des Wiederaufbaus sowie die durchgängige Verwendung regionaler Baumaterialien, wie dem dunklen Tonschiefer. Das charakteristische Stadtbild soll durch die neuen Satzungen erhalten, gepflegt und gefördert werden.

Die Gestaltung rund um die Siegerner Bismarckeiche an der Nikolaikirche vor und nach einer Maßnahme im Rahmen der Stadtbildoffensive.



Das Schaubild verdeutlicht die verschiedenen Aktionsebenen - links die verschiedenen Planungsinstrumente und rechts die konkreten Baumaßnahmen und anderen Handlungsmöglichkeiten - sowohl der Kommune als auch in grün der Bürger selbst.



"Siegen - Zu neuen Ufern"

„Siegen - Zu neuen Ufern“ ist ein Projekt im Rahmen der Südwestfalen Regionale 2013. Das Ziel ist, die Stadt als urbanes Zentrum der Region zu stärken und seine Ausstrahlungskraft durch städtebauliche und strukturelle Veränderungen zu forcieren. Eine Innenstadt umzubauen, ist kein leichtes Unterfangen. Deshalb hat die Stadt Siegen einen Freiraumplanerischen Wettbewerb ausgeschrieben. Ausgewählt wurde der Vorschlag der Arbeitsgemeinschaft Loidl/BPR mit Sitz in Berlin und München.

„Siegen - Zu neuen Ufern“ umfasst u. a. den Umbau der Innenstadt. Bausteine dieses Projekts sind die Freilegung der Sieg, die Gestaltung des Sieg-Ufer-Boulevards, die Umgestaltung der Geschäftsstraßen sowie die Verkehrsberuhigung der Siegerner Mitte. Der Innenstadtbereich, auf den sich die Umgestaltung bezieht, erstreckt sich von der Bahnhofstraße, entlang der Sieg und der parallel verlaufenden Sandstraße bis in die Kölner Straße, Höhe Dicker Turm.

Die Sieg wurde mittlerweile im Abschnitt zwischen Siegbücke und Hindenburgbrücke freigelegt. Die Siegplatte ist verschwunden. Für die Flussüberquerung sind drei Brücken neu geplant, die sog. Oberstadtbrücke, Verbindung zwischen Brüder-Busch-

Straße und Kunstweg, die Brücke in Verlängerung der Bahnhofstraße und die Apollobrücke, Verbindung zwischen Theater und dem Gelände des ehemaligen Dornseifer-Supermarkts (von Nord nach Süd).

Auch die Fußgängerzone Bahnhofstraße wird überarbeitet. Die Brüder-Busch-Straße, die entlang der Sieg verläuft, wird zu einem Boulevard ausgebaut. Der gegenüberliegende Kunstweg wird aufgewertet. Unter anderem entsteht dort, etwa auf der Höhe des derzeitigen Sonnenstudios, eine Auskragung, die das Potenzial für eine gastronomische Nutzung hat. Die Sandstraße, vormals vierspurig geführt, wurde auf zwei Spuren eingeeengt, was zum einen zu einer Verkehrsberuhigung führt, zum anderen Platz schafft für Kurzparkstellplätze entlang der Geschäftsfront. Am Kölner Tor wurde eine platzähnliche Situation geschaffen.

Der Clou des Planungsentwurfs ist die Treppenanlage, die auf einer Länge von über 100 m zur Sieg führt. Stufen führen hinunter zum Flusslauf. Die Stufen selbst und eingebaute Sitzbänke laden zum Verweilen ein. Verbunden wird die Treppenanlage mit der Bahnhofs- bzw. Hindenburgstraße durch eine Rampe, die von Fußgängern genutzt werden kann. Weitere Informationen zum Umbau finden Sie auf der Internetplattform www.siegen-zu-neuen-ufern.de.

KONTAKT

Stadt Siegen
Michael Stojan
Stadtbaurat
Lindenplatz 7
57072 Siegen

TEL: 0271 404-3300
MAIL: m.stojan@siegen.de

WEB: www.siegen.de

STADT DES LICHTS

GESTALTQUALITÄT DURCH LICHT IN LÜDENSCHIED

LichtRäume

Einrichtung dauerhafter
Lichtinstallationen im
Stadtbild

LichtRouten

Organisation eines mehrjäh-
rig stattfindenden Festivals
des Lichts

LichtQuartier

Gestaltung von ortsbezogenen
Lichtinstallationen durch inter-
national bekannte Künstler

Der traditionell hohe Stellenwert von Lichttechnik und Leuchtenproduktion am Wirtschaftsstandort Lüdenschied hat dazu geführt, dass das Thema Licht in Lüdenschied ein Leitmotiv der Stadtgestaltung geworden ist. Als Licht zum Sehen sorgt es für Sicherheit und Orientierung. Als Licht zum Hinsehen akzentuiert es attraktive Gebäude und strukturiert den öffentlichen Raum. Als Licht zum Ansehen übernimmt es eine aktive Rolle und wird - beispielsweise in Form von Lichtkunstwerken - selbst zur Attraktion.

Auf Grundlage des im Jahre 1999 gefassten Beschlusses, das Thema „Licht“ für die Positionierung der Stadt zu nutzen und sich aktiv damit auseinanderzusetzen, ist der Titel „Stadt des Lichts“ seit dem Jahre 2000 die Marke Lüdenschieds.

Seitdem konnten verschiedenste Projekte realisiert werden. Bereits im Jahr 2001 erhielt das Projekt „LichtRouten“ durch die Landesförderung im Rahmen des Programms „Ab in die Mitte! Die City-Offensive NRW“ einen weiteren Impuls.

Besonders spannend sind die Projekte, in denen Architekturen und bestehende Situationen, wie im Falle der Fußgängerbrücke „Rathaus“, bei Tage eine Zäsur

Konzeptuell stützt sich die Markenpositionierung als „Stadt des Lichts“ auf drei Säulen, welche organisatorisch über eine eigene Stabstelle in der Stadtverwaltung koordiniert werden.

im Stadtbild darstellen. Manchmal gelingt es, mit einer inspirierenden Lichtinstallation die Situation in den Dunkelstunden zu verändern und ein eigenes Bild entstehen zu lassen. Die mystisch blaue Beleuchtung von Außen wird durch eine kühle zurückhaltende weiße Handlaufbeleuchtung auf der Brücke ergänzt.

Im Jahre 2004 wurde eine Idee realisiert, die ein unmittelbar an die Innenstadt angrenzendes Wäldchen mit einer märchenhaften Beleuchtung versah. Die wegebegleitenden Bäume wurden zum Träger des Lichts, indem in 4 m Höhe an Baumgurten befestigte Leuchten den Stamm anstrahlten. Die dadurch erreichte vertikale Aufhellung sorgte neben der besonderen Lichtstimmung für Sicherheit und Orientierung.

Im Zuge der Umsetzung des Lüdenschieder Regionale 2013 Projektes „415 m über NN – Denkfabrik“ konnten nach einigen finanziell „mageren“ Jahren wieder neue Projekte initiiert werden.



So wurde auf einem Schulhof, der auch die Funktion eines Quartiersplatzes in der Innenstadt wahrnimmt, ein Lichtkonzept des Büros start.design Essen umgesetzt. Die Idee sah vor, die Flächen so zu illuminieren, dass bei Dunkelheit eine eigene Atmosphäre entsteht, die verschiedene Nutzungsbereiche aufzeigt. So entstand z. B. durch die Verbindung von LED-Beleuchtungsmasten und Präsenzmeldern ein Ballspielplatz, der je nach Benutzungsintensität zur beleuchteten „Arena“ werden kann. Im „Outdoor-Bühnenbereich“ erzeugen 3 farbige RGB Leuchten in der Summe weißes Licht. Die farbigen Schatten verraten ganz nebenbei etwas über den physikalischen Hintergrund des Lichts.

Jüngst wurden zwei stadtbildprägende kirchliche Gebäude Gegenstand eines Realisierungswettbewerbes zur Lichtgestaltung. Einstimmig entschied sich die Jury für den Entwurf des Berliner Büros L-PLAN. Für die Wahrnehmung der Kirche im Nachtbild der Stadt Lüdenschied soll die Charakteristik des Kerzenlichtes als Verlauf von Lichtfarben und Leuchtdichten auf der Fassade sichtbar sein. Die hohen Leuchtdichten im unteren Fassadenbereich führen zu einer gewünschten Reflektion und Aufhellung der Freiflächen des Kirchengumfeldes. In der Fernwirkung ragt die Kirche als Sechseck-Pyramide aus dezent pulsierenden Lichtpunkten aus dem Häusermeer der Stadt heraus.

Nach und nach fügen sich in Lüdenschied die Lichtinstallationen zu einem Gesamtbild zusammen. Die Kunst besteht darin, die Einzelprojekte auch als Teil dieses Gesamtbildes zu sehen und jeder Installation genügend „Licht“ und „Schatten“ einzuräumen, dass sie ihre Wirkung für sich, aber auch im Kontext des Leitbildes entfalten können.



KONTAKT

Stadt Lüdenschied -
Fachbereich Planen und Bauen
FD 61 - Projektstelle Licht
Heike Müller
Rathausplatz 2
58507 Lüdenschied

TEL: 02351 17-2593
MAIL: heike.mueller@luedenschied.de

WEB: www.luedenschied.de



RÜCKBLICK NETZWERK

ARBEITSGRUPPE BAUKULTUR

Im Mai 2014 wurde die Arbeitsgruppe „Baukultur“ gegründet. Insbesondere in den Innenstädten spielt die Wirkung des Gebauten in seiner Gesamtheit eine wichtige Rolle, da dies das Erscheinungsbild der Innenstadt prägt. Die Attraktivität von Innenstädten zeichnet sich nicht nur durch die vielfältigen Nutzungen aus, sondern hängt auch im Besonderen von baukulturellen Gegebenheiten ab. Zu Beginn der Besprechungen stand zunächst der Austausch zum heutigen Baukulturbegriff im Fokus. Baukultur wird nicht als Betrachtung einzelner Objekte verstanden, sondern damit sind die Herstellung von gebauter Umwelt und der Umgang mit ihr gemeint. Baukultur umfasst somit zum einen die Gesamtheit der qualitativ voll gestalteten baulich-räumlichen Umwelt als Produkt, zum anderen aber auch die Prozesse mit den geeigneten Verfahren und Instrumenten, die es bedarf, um diese Qualitäten zu erzielen.

Weiterhin setzte sich die Arbeitsgruppe mit der Fragestellung auseinander: Was zeichnet die Gestaltqualität in unseren Innenstädten aus? Ziel war es, zu diskutieren, was unter „gutem Planen und Bauen“ verstanden wird. Als planerische Voraussetzung für baukulturelles Engagement wurde u. a. die Entwicklung eines gemeinsamen Grundverständnisses von Baukultur von Seiten der verschiedenen städtischen Akteure benannt. Weiterhin wird empfohlen, Baukultur als Querschnittsaufgabe zu betrachten, die auf

Die Teilnehmer der Arbeitsgruppe „Baukultur“ trafen sich am 22. Mai 2014 in Lüdenscheid, am 10. September 2014 in Arnsberg und 10. Februar 2015 in Radevormwald.



allen Ebenen und in allen Bereichen der Stadt und somit auch in allen Konzepten in Form von Zielen und Vorgaben Berücksichtigung finden sollte. Die weiterführende Aufgabe jeder Stadt, die sich baukulturell Ziele und Vorgaben setzt, ist dann die Umsetzung des verankerten Anspruchs von Baukultur. Instrumente, die sich bewährt haben, sind einerseits konkurrierende Verfahren wie Wettbewerbe und mitwirkungsorientierte Verfahren wie Bürgerwerkstätten. Andererseits wurden gute Erfahrungen mit qualitätssichernden Vorgaben gemacht, wie Erhaltungs- und Gestaltungssatzungen, Stadtbildplänen, Gestaltleitfäden oder -fibeln. Auch die Öffentlichkeitsarbeit sowie Information und Beratung sind weitere wesentliche Bausteine kommunaler Arbeit in der Umsetzung von Baukultur. Zudem sind das Wissen und die Anwendung der Förderinstrumentarien von großer Bedeutung.

Gemeinsam wurden dann Kriterien für innerstädtische Gestaltqualitäten erarbeitet. Die Ergebnisse der Arbeitsgruppe mit den Handlungsempfehlungen für die langfristige Sicherung dieser Qualitäten werden derzeit in einer Arbeitshilfe zusammengefasst.

ARBEITSGRUPPEN

Vom Netzwerk werden jedes Jahr zwei Arbeitsgruppen angeboten, die den Austausch der Kommunen untereinander und die Qualifizierung der Teilnehmer stärken. Spezifische Themen der Stadtentwicklung werden hier anhand von Beispielen, Problemstellungen, Rollenspielen und Exkursionen dargestellt, erörtert und diskutiert.

INNENSTADT RÜCKBLICK

INNENSTADT-GESPRÄCH GESTALTQUALITÄT

Was bedeutet Gestaltqualität im Zusammenhang einer attraktiven Innenstadt? Wie können Qualitätsansprüche in baulichen und stadtgestalterischen Maßnahmen im Quartier berücksichtigt, geplant und umgesetzt werden.

Diese Fragen standen am 22. Januar 2015 in Lünen und am 29. Januar 2015 in Leverkusen bei den Innenstadt-Gesprächen zum Thema „Gestaltqualität in der Innenstadt – Welche Möglichkeiten und Grenzen haben Kommunen“ im Fokus der Diskussionen.

Die Landschaftsarchitektin Dipl.-Ing. Johanna Sievers (SPALINK-SIEVERS Landschaftsarchitekten Hannover) stellte in ihrem Impulsreferat bei beiden Veranstaltungen anschaulich dar, dass ein Weniger meistens ein Mehr bedeutet. Fußgängerzonen würden oftmals an einen Hindernislauf erinnern, verursacht durch Blumenkübel und sogenannte Kundenstopper. Frau Sievers appelliert, dass Gebäude und Raum als Einheit betrachtet werden sollen und ein gutes Freiraumkonzept die Grundlage für eine attraktive Aufenthaltsqualität darstellt.

Nach dem Vortrag entwickelte sich in beiden Städten eine anregende Diskussion. Themen waren u. a. mögliche Finanzierungsmodelle, Verantwortung der Einzelhändler, Umgang mit 70-er Jahre Bauten sowie Fragen zum Denkmalschutz.

In Lünen präsentierten Astrid Linn vom Fachreferat für Stadtentwicklung und Stadtmarketing und Herr Paßlick, Stadtbaurat der Stadt Bocholt gelungene

Beispiele aus ihrer Stadt für eine attraktive Innenstadtentwicklung. Ergänzt wurde die Expertenrunde in Lünen zudem von Mathias Buckesfeld, Beigeordneter der Stadt Lünen sowie Friedhelm Deuter, Vorstandsvorsitzender des Bauvereins zu Lünen.

Die Stadt Leverkusen wurde von Andrea Deppe, Baudezernentin der Stadt sowie Rainer Bertelsmeier von der WfL-Wirtschaftsförderung Leverkusen GmbH vertreten und vorgestellt. Als weiterer Experte beteiligte sich Tim Rieniets, Leiter der Geschäftsstelle StadtBauKultur NRW e. V. Gelsenkirchen, an der Diskussion in Leverkusen. Was ist überhaupt Baukultur und müssen alle Bauten wirklich erhalten bleiben? Diese Frage war dann auch einer der Schwerpunkte, die in Leverkusen lebhaft diskutiert wurden.

INNENSTADT-GESPRÄCH

Die Innenstadt-Gespräche richten sich vorwiegend an die politischen Vertreter der Städte und Gemeinden der Mitgliedskommunen. Die moderierten Abendveranstaltungen informieren über aktuelle Entwicklungen der Städte und ermöglichen den Austausch zwischen Stadtverwaltung, Wissenschaft und Politik.



WAS HEISST NOCH MAL ... GUERILLA GARDENING



DIE WAFFEN DES GÄRTNERS: SAMENBOMBEN UND MOOSGRAFFITI

Bei den kampferprobten Guerilla-Gärtnern gehören Samenbomben und Moosgraffitis zum Standardrepertoire. Mit geringem Kosten- und Mühenaufwand werden aus Erde, Lehm und Samen Kügelchen geformt, dessen Zweck es sein wird, schwer erreichbare Stellen im öffentlichen oder privaten Raum zu bepflanzen. Aus Moos, Joghurt, Wasser und Zucker lässt sich eine Mixtur erstellen, auf der nach dem Auftragen innerhalb weniger Tage Moos wachsen wird. So können beispielsweise Häuserwände mit schriftlichen Nachrichten oder Symbolen versehen werden. Beides ist auf fremdem Eigentum oder im öffentlichen Raum nicht erlaubt, wird aber häufig toleriert, da durch diese Aktionen meist kein Schaden entsteht bzw. sogar eine Aufwertung verwahrloster Flächen stattfinden kann.

Am Rande der Straßen und der Legalität werden Bomben geworfen und Graffitis geschrieben. Die Verantwortlichen erkennen kein Unrecht in ihren Handlungen. Was ist hier los? Dies liegt wohl daran, dass die Bomben aus Samen, Erde und Lehm bestehen und es sich bei den Graffitis um eine Mixtur handelt, auf der Moos wachsen wird. Wir haben es mit Guerilla Gardening zu tun, einer Tätigkeit, welche durch „die unerlaubte Kultivierung von Land, das jemand anderem gehört“ (Reynolds 2010: 12) definiert wird.

Guerilla Gardening liegt ein wahrgenommener Mangel an nutzbarem Land in der Stadt zugrunde. Die einst politisch motivierten Handlungen sind jedoch im Gegensatz zum bekannteren Urban Gardening auch durch ihre Illegalität definiert. Neben der ökologisch-politischen Motivation können auch ästhetische Verschönerungen von Innenstädten oder der Nutzen einer Ernte bei den Guerilla-Gärtnern im Vordergrund stehen. Typische Aktionen des Guerilla-Gardening sind die Bepflanzung von Baumscheiben oder die Aufwertung von brachliegenden Flächen durch die Aussaat von Pflanzen.

Dass diese Bewegung das Vorwort Guerilla (spanisch: kleiner Krieg) beinhaltet, geht auf eine Gruppierung in den frühen siebziger Jahren in New York zurück, die „green guerrillas“. Gemeint sind hiermit kleine „Kampftruppen“, dessen Mitglieder ihrer individuellen Motivation nachgehen und dafür kämpfen. Aus diesem Grund lassen sich Motivationen und Vorgehensweisen nicht verallgemeinern. Dennoch lassen sich zwei Gruppen unterscheiden: Ziergärtner und Nutzgärtner, wobei die Gestalt- und Aufenthaltsqualität ersteren am Herzen liegt, der Nutzen einer Ernte den letzteren. Meist liegt der Grund, warum jemand zum Guerilla-Gärtner wird, in dem Willen, vor Ort etwas verändern zu wollen.

Postuliert wird dabei auch, dass die durch Guerilla-Gardening entstehenden Veränderungen im öffentlichen Raum einen Einfluss auf die Gesellschaft haben können. Die Grundannahme lautet, dass sich Grünanlagen positiv auf das städtische Gemeinwohl auswirken. Durch Guerilla-Gardening entstehende Gartenprojekte, seien sie illegal oder legal, schaffen Gemeinschaften durch gemeinsame Gärtnerei und andere Aktivitäten. Aber auch die Sicherheit in einem Gebiet kann durch die regelmäßige Anwesenheit und Tätigkeit der Gärtner erhöht werden.

Darüber hinaus wird angenommen, dass Guerilla Gardening ebenfalls einen wirtschaftlichen Nutzen hat. Durch die ästhetische Aufwertung von Brachflächen und verwahrlosten Gebieten durch Bepflanzungen kann sich der Wert von Immobilien und Flächen

erhöhen. Dass durch diese Wertsteigerungen Anstöße zur Gentrifizierung gegeben werden können, wird als eher unangenehmer, aber nicht zu vermeidender Nebeneffekt von den Guerilla-Gärtnern angesehen.

Guerilla-Gärtner kämpfen demnach gegen einen Mangel an nutzbarem Land und gegen ungenutzte, verwahrloste Flächen in der Stadt. Die Wahrnehmung des Mangels an Land kommt einer Besitzkritik gleich, wobei die ungleiche Verteilung von nutzbaren Flächen kritisiert wird. Guerilla-Gärtner setzen sich für diese Kritik über Eigentumsverhältnisse hinweg und kultivieren Land, das ihnen nicht gehört. Verwahrloste Flächen werden als Zeichen für einen Raum ohne Identität und Solidarität wahrgenommen, welchen die Aktionen des Guerilla-Gardening entgegenwirken sollen.

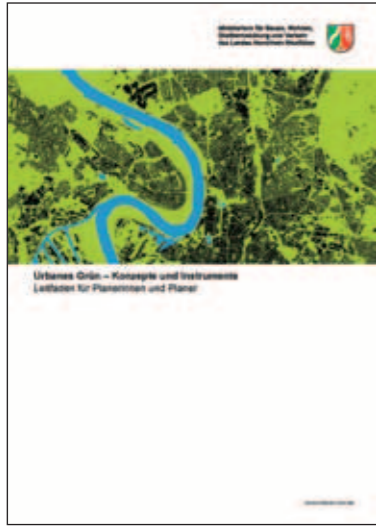
Die Kultivierung von ungenutzten und fremden Flächen soll also einen Teil zur Lösung gesellschaftlicher Probleme beitragen; durch die gemeinschaftlichen, ausdrucksstarken, gesundheitsrelevanten und wirtschaftlichen Aspekte des Guerilla-Gardening.

RICHARD REYNOLDS // AUTOR UND BETREIBER DES INTERNETBLOGS GUERRILLAGARDENING.ORG, LONDON »Blumen sind die Farbpalette des Gärtners, und Guerrillas malen mit ihnen nicht nur auf den dafür vorgesehenen Leinwänden. Wir gehen großzügig mit unserem Pinsel um und finden überall ein freies Fleckchen, um ein bisschen Farbe und Form hinzuzutupfen. [...] Denn viel schöner als ein Blumenbeet in einem wohlgehegten Garten ist doch eine unverhofft blühende Blume – eben nicht da, wo man es erwartet, sondern auf einem fremden Grundstück, in einer ungewöhnlichen oder gar unwirtlichen Umgebung.«

(In: Reynolds 2010: Guerilla Gardening - ein botanisches Manifest; S. 20)



LITERATUR UND TERMINE



**URBANES GRÜN - KONZEPTE UND INSTRUMENTE, LEITFADEN FÜR PLANERIN-
NEN UND PLANER, MBWSV, 2014**
ANKNÜPFEND AN DAS FORSCHUNGSGUTACHTEN "URBANES GRÜN IN DER INTEGRIERTEN STADTENTWICKLUNG" LIEGT MIT DIESER PUBLIKATION EIN HANDLUNGSLEITFADEN VOR, DER ANHAND VON BEISPIELEN UND KONKRE-
TEN HANDLUNGSEMPFEHLUNGEN ZUR UMSETZUNG VON MASSNAHMEN FÜR "GRÜN IN DER STADT" ANREGT.



**STADTGESPRÄCHE - ENGAGEMENT FÜR DIE BAUKULTURVERMITTLUNG IN
NORDRHEIN-WESTFALEN, STADTBAU-
KULTUR NRW, 2015**
DIE PUBLIKATION WIDMET SICH DEN MENSCHEN UND INSTITUTIONEN, DIE IN NORDRHEIN-WESTFALEN DAZU BEITRAGEN, DASSS ÖFFENTLICH ÜBER BAUKULTUR, ÜBER ZUKUNFTS-
FÄHIGE WEITERENTWICKLUNG UNSERER GEBÄUDE UND STÄDTE DIS-
KUTIERT WIRD.



**WO VERKEHRT DIE BAUKULTUR?
FAKTEN, POSITIONEN, BEISPIELE**
MICHAEL BRAUM, OLAF BARTELS, 2010
DIESE VERÖFFENTLICHUNG DER BUNDESTSTIFTUNG BAUKULTUR STELLT SICH DEN FRAGEN UND HERAUSFORDERUNGEN, WELCHE DIE ERRICHTUNG, DEN UMGANG ALS AUCH DIE ZUKUNFT VERKEHRLI-
CHER BAUTEN BETREFFEN. IM BUCH WERDEN BEISPIELE VORGESTELLT UND HANDLUNGSEMPFEHLUNGEN AUSGESPROCHEN.



**DIE KUNST DER BAUSÜNDE, TURIT
FRÖBE, 2013**
DIESER BILDBAND STELLT DEM BETRACHTER EINE VIELZAHL AN BAUSÜNDEN VOR - "GUTE" UND "SCHLECHTE" BAUSÜNDEN. WAS DABEI DER UNTERSCHIED IST UND WARUM EINIGE BAUSÜNDEN ALS CHANCE BEGRIFFEN WERDEN SOLLTEN, STELLT DIE AUTORIN AUF IHRE EIGENE IRONIS-
SCHE UND LEHRRREICHE WEISE DAR.



IMPRESSUM

HERAUSGEBER

Netzwerk Innenstadt NRW
Geschäftsstelle
Schorlemerstraße 4
48143 Münster

V.i.S.d.P.

Jens Imorde

REDAKTION

Monika Syska
Florian Sandscheiper

GESTALTUNG

Netzwerk Innenstadt NRW
Oktober Kommunikationsdesign GmbH,
Bochum

DRUCK

Schröerlücke, Ladbergen

BILDNACHWEIS

Netzwerk Innenstadt NRW, soweit nicht an-
ders angegeben

Christo Libuda, Lichtschwärmer, Titel oben, S. 5; Historische Stadt- und Ortskerne, Titel links unten; Rob't Hart, S. 3 Mitte, S. 16/17; Stadt Krefeld, S. 3 links, S. 6, S. 7; Klaus Langer, S. 3 rechts, S. 29 oben; Johanna Sievers, S. 10, S. 20, S. 21, S. 22, S. 23; Stadt Bochum, Pres-
seamt, S. 11; Alexander Behringer, S. 12/13; Hanspeter Schiess, S. 18/19; Günter Blaszczyk, S. 24, S. 25; Stadt Siegen, S. 26, S. 27; Rolf Rützen, Stadt Lüdenscheid, S. 28, S. 35; L-PLAN Berlin, S. 29 unten; Philipp Heese, S. 32 unten; Panatom, Berlin für die Bundesstif-
tung Baukultur, S. 34 rechts

Bildkennzeichnung S. 8/9 erfolgt nach Zeile und von links (Erläuterung: 4. Bild in Zeile 3 = 3/4):
Stadt Mönchengladbach 1/1, 11/4; Stadt Gummersbach 2/1; Stadt Hilden, 4/4; Alexander Behringer 5/4, 13/4; Stadt Duisburg, 5/2, 8/3; Stadt Kleve, 7/6; Stadt Lünen, 9/5, 12/3; R. Rützen, Stadt Lüdenscheid 9/2; Stadt Solingen, 9/4; Stadt Herford 10/4; Stadt Castrop-Rauxel, 10/6; Stadt Oelde, 13/1; Stadt Essen, 13/2

Münster, August 2015

28.10.2015 - DORTMUND, TU DORTMUND, RUDOLF-CHAUDOIRE PAVILLON JAHRESTAGUNG STÄDTISCHE DENKMALPFLEGE 2015: IM GROSSEN MASSSTAB: RIESEN IN DER STADT

Insbesondere Großstrukturen aus den 1960er und 1970er Jahren wie etwa Verwaltungs- und Bildungseinrichtungen, Geschäftsbauten oder ganze Stadtzentren befinden sich aktuell im Wandel. Viele dieser Bauwerke und Anlagen stehen unter Veränderungsdruck, sei es, weil sie den funktionalen Anforderungen nicht mehr genügen oder weil sie sanierungsbedürftig sind. Auf der Tagung werden dazu die drei Themenblöcke "Großbauten als städtische Dominanten", "Großstrukturen im städtebaulichen Kontext" und "Riesen in der Stadt - Bewusstseinsbildung und Akteure" diskutiert.

Wie können Innenstadtquartiere attraktiv gestaltet werden? Wodurch entwickeln sich Plätze zu Orten der Kommunikation und Interaktion? Ob es nun um Fragen der Pflasterung, der Verkehrsführung, der Beleuchtung, der Grün- und Spielflächen oder der Gestaltung des Außenmobiliars geht, die Städte stehen bei Gestaltungsfragen vor vielfältigen Anforderungen. Dabei geht es vor allem um die Frage, wie man den vielfältigen Interessen verschiedener Nutzergruppen gerecht werden kann.

www.innenstadt-nrw.de



Ministerium für Bauern, Wohnen,
Stadtentwicklung und Verkehr
des Landes Nordrhein-Westfalen



BOCHOLT

Städtetag
Nordrhein-Westfalen

